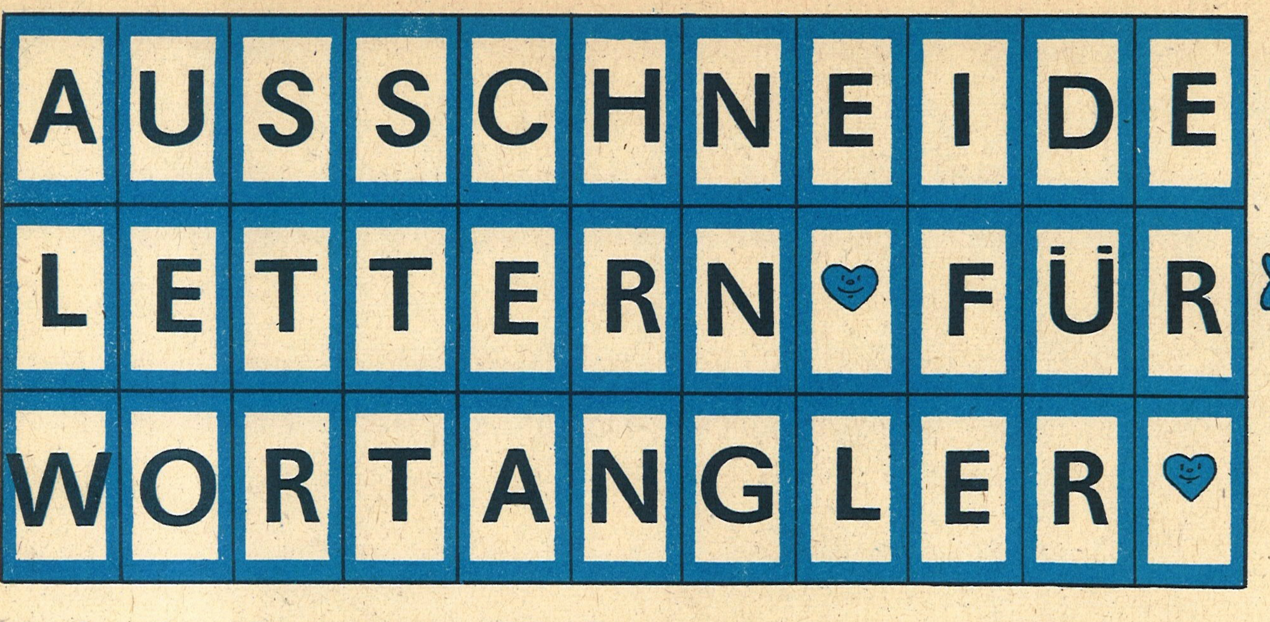

FRÖSI
5/82
VII. Pioniertreffen
DRESDEN 1982
PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR / PREIS 0.70 M
Index: 31 743



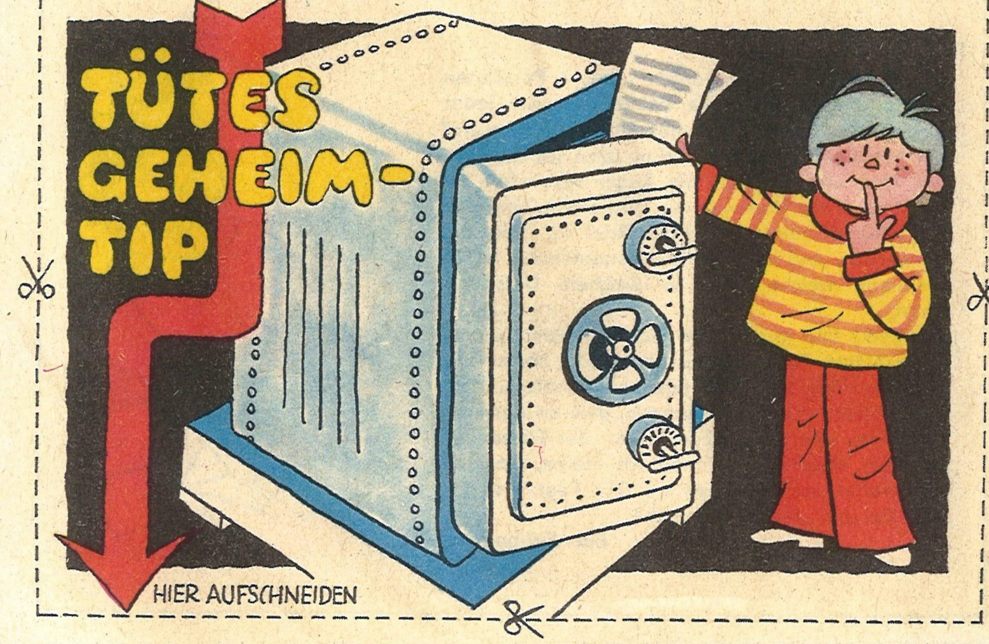


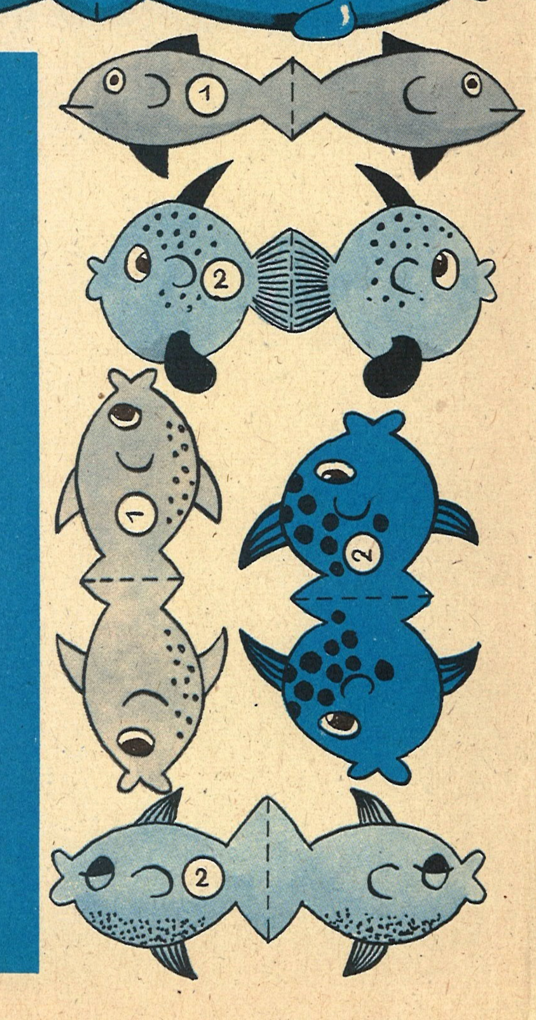
MAGNETENMATCH – unter diesem Titel machen wir euch auf den Seiten 16 und 17 mit der geheimnisvollen Kraft des Magnetismus vertraut.

MAGNETENMATCH – heißt das Stichwort, mit dem wir euch dort zum Erfinder-Wettstreit aufrufen, der neue, nützliche Anwendungsmöglichkeiten der Naturkraft Magnetismus aufspüren soll.

MAGNETENMATCH – ist auch das Motto unserer Magnetspiele auf den Umschlagseiten, Anwendungstips für zwei Minimagneten, die mit der Spielerklärung unter dem Klebeblatt stecken.

MAGNETENMATCH – dieses Reizwort hat auch Tüte zum Grübeln gebracht. Das Ergebnis steht auf der Rückseite des Klebeblattes, Tütes Beitrag zum Erfinder-Wettstreit. Macht mit! Macht's nach! Macht's kesser!



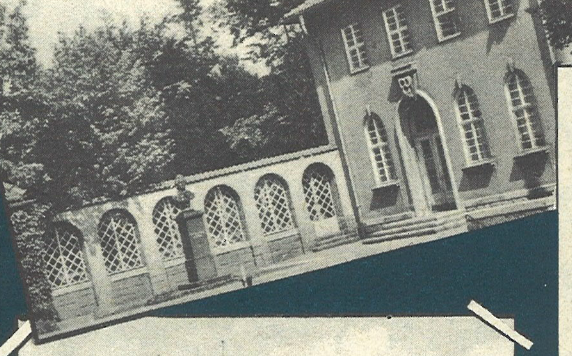


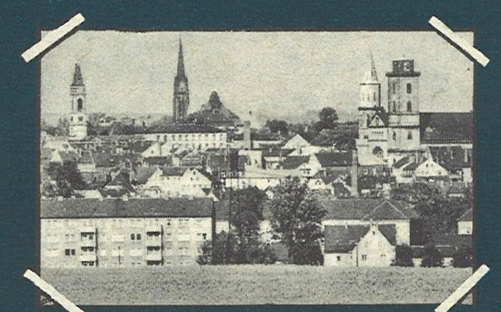


FRÖSI 5/82

PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

Ich liege an der Schwarzen Elster und bin stolz darauf, die Geburtsstadt von Gotthold E. Lessing zu sein. Hier zeige ich euch mein LESSING-HAUS.

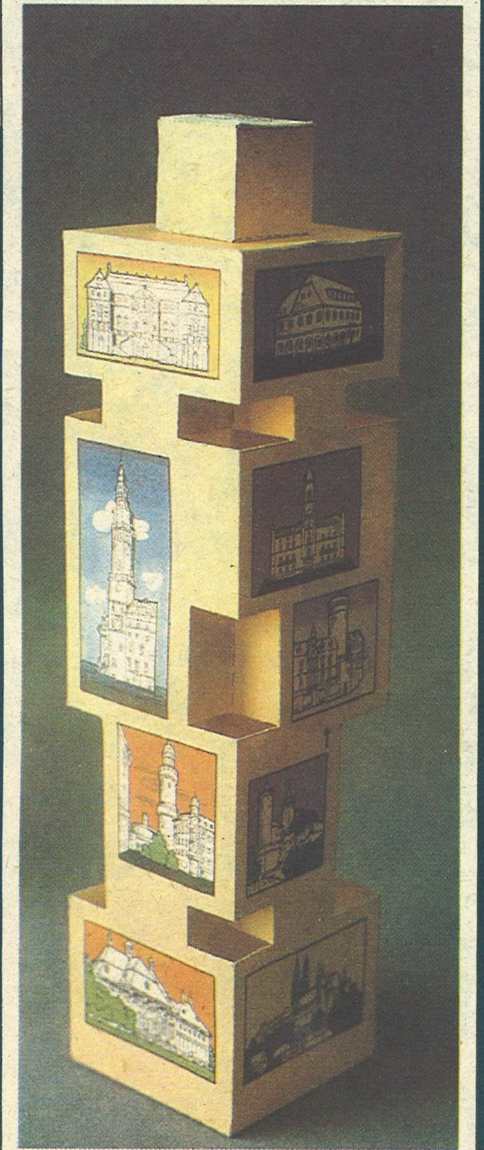


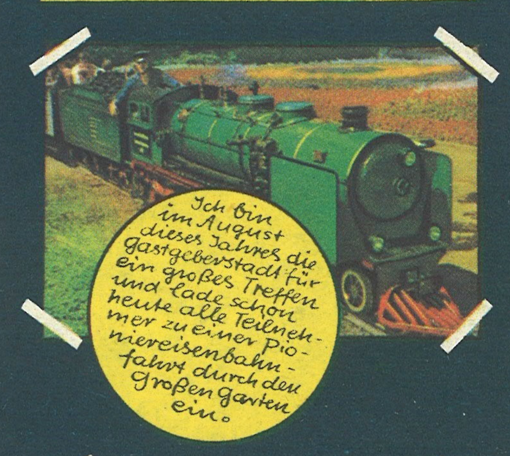


Ich liege in der Oberlausitz, dort, wo die Mandau in die Neiße fließt. Von hier aus fährt eine Kleinbahn nach OYBIN.



Wenn ihr auf diesem Bahnhof ankommt, seid ihr in der Stadt mit Europas ältester Porzellanmanufaktur. Weltberühmt bin ich.







Ich tummle mich als Kreisstadt am Elbestrand. Von hier geht's stromaufwärts nach SCHMILKA, stromabwärts nach DRESDEN.



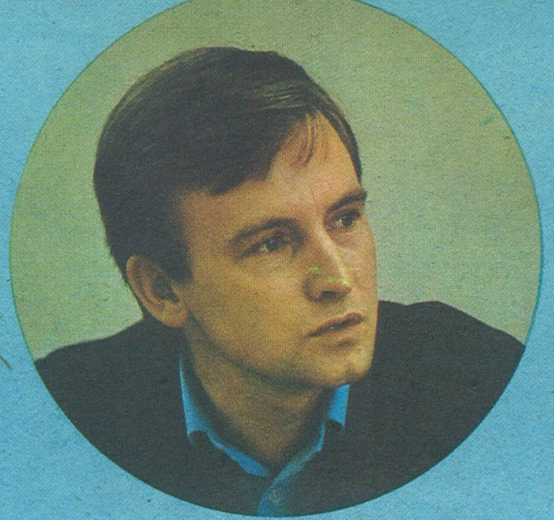
Bei mir an der Neiße geben sich die F6 und F115 die Hand. Ich bin bekannt als Stadt der WAGGONBAUER.

Auch in diesem Monat vergibt „Frösi" drei Eisenbahnreisen für je zwei Personen. Wollt ihr mitfahren? Dann bastelt zunächst diese Bildsäule aus unserer Beilage. Sie zeigt Sehenswürdigkeiten aus zwölf Städten des Bezirkes Dresden. Siehe Tipzettel. Sechs davon stellen wir in Schnappschüssen mit Visitenkarten hier noch einmal vor. Allerdings namenlos. Denn eure Knobelaufgabe lautet heute: Kreuzt auf dem Tipzettel an, um welche sechs Städte es sich handelt. Klebt den Zettel wieder auf eine Postkarte. Sie muß bis spätestens 20. Juli 1982 bei „Frösi" sein. Anschrift: 1056 Berlin, Postschließfach 37. Kennwort: 6 aus 12.

Eibau	Löbau	Kamenz
Görlitz	Dresden	Hohnstein
Stolpen	Zittau	Moritzburg
Pirna	Bautzen	Meißen

Ernst Abbes Erben

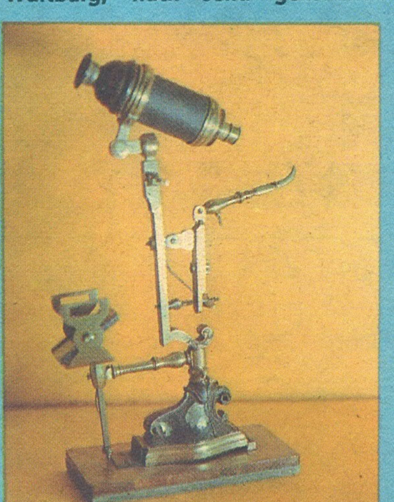
Es gibt Worte, die sind Signale. Wir hören sie, und uns fällt eine Menge ein. Bei „Zeiss" denken wir an Mikroskope, Lupen, Fotolinsen, Objektive, Brillen, Fernrohre, optische Baukästen, vielleicht auch an Vermessungsinstrumente und medizinische Geräte, an Planetarien, Teleskope und die Multispektralkamera... Wissen wir, wie es zu jenen „Zauberdingen" kam, die Unsichtbares sichtbar machen, die Erlebnisse für ewig festhalten auf Fotos, die den Himmel näher zur Erde holen können?
Denken wir auch einmal daran, wie lang der Weg war vom ersten Mikroskop bis zu jener Kamera, die im Weltall kreiste und von dort unsere Erde fotografierte, und wieviel Mut und Mühen, Wissen und Arbeit von Menschen notwendig waren, diesen Weg zu gehen?

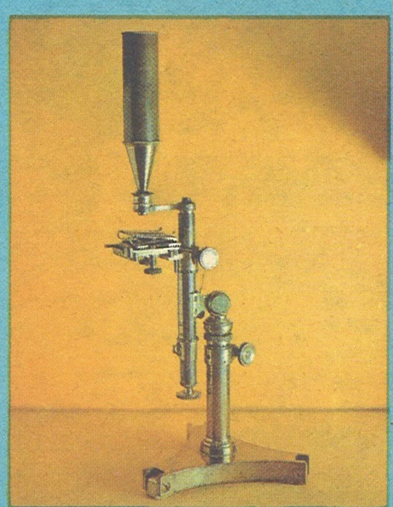


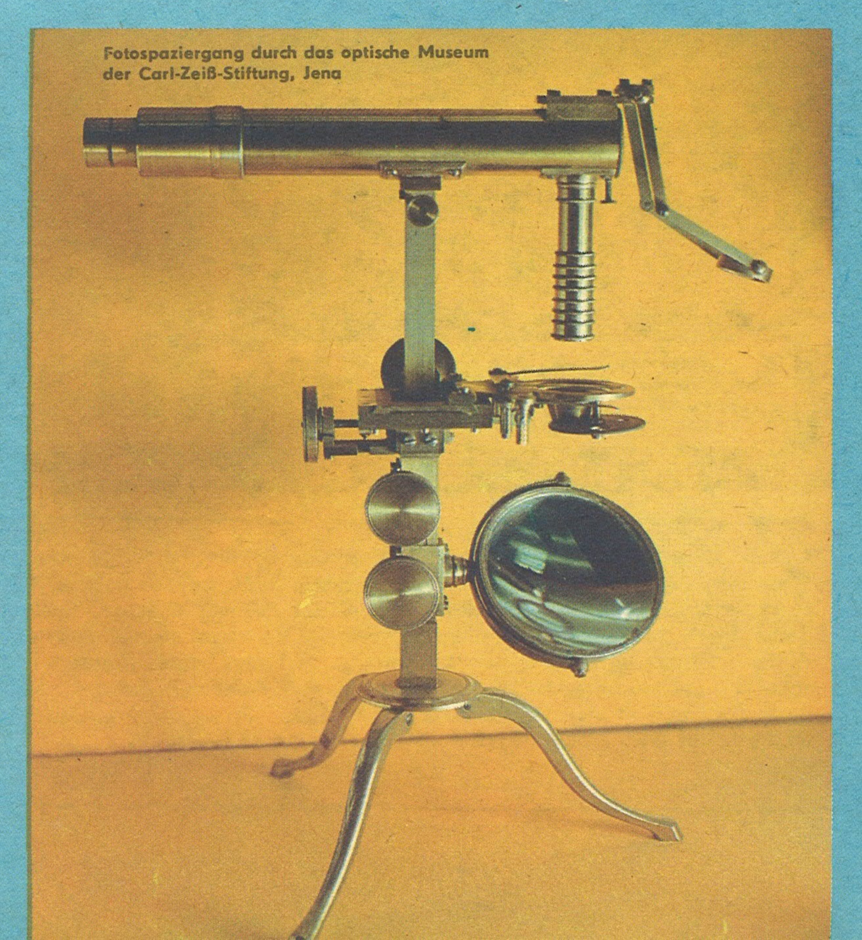
Hans-Christian Schmidt, Lehrmeister

Es begann vor 135 Jahren

Ein Mann namens Carl Zeiß machte sich von Weimar auf den Weg nach Jena. Er war ein geschickter Handwerker, und er wollte Mikroskope bauen. In Jena gab es eine Universität, und dort waren die Wissenschaften zu Hause. Selbst der alte Geheimrat Goethe hatte da seine naturwissenschaftlichen Studien betrieben, das ganze Herzogtum sprach davon. Dort brauchten die Leute seine Mikroskope, dort wollte er seine Werkstatt gründen. Und er gründete sie – im Jahre 1846, dreißig Jahre war er alt.
Zwanzig Jahre baute nun Carl Zeiß in Jena seine Mikroskope allein, hin und wieder unterstützt von ein paar Gesellen. Sie bauten ihre Mikroskope nach der Methode des „Pröbelns", des Probierens beim Linsenbau, und das kostete Zeit, viel Zeit. Den Leuten von der Universität dauerte das zu lange. Seit ein paar Jahren hielt da ein junger Wissenschaftler Vorlesungen, Dr. Ernst Abbe, ein Physiker. Er war aus Eisenach, aus der Stadt mit der Wartburg, nach Jena gekommen. Man redete bald von ihm, weil er forderte, man müsse die Praxis des Pröbelns überwinden und die Linsen nach wissenschaftlichen Vorgaben bauen.
Da holte der Carl Zeiß diesen Ernst Abbe in seine Werkstätten, weil der kluge Mechaniker Zeiß wußte, daß er auf Dauer nur Erfolg haben kann, wenn er sich mit Leuten verbündet, die vorher theoretisch gründlich durchdenken und berechnen, was er dann in der Praxis seiner Werkstatt baut. So begann 1866 die Zusammenarbeit dieser beiden Männer, der eine ein junger Wissenschaftler und der andere ein erfahrener Fachmann, der eine 26 Jahre alt, der andere schon 50.
Die Zeiss-Werker heute sagen: Denken und Handeln von Zeiß und Abbe gehören zu unseren besten Erbschaften, die Verbindung zwischen der Arbeit des Verstandes und der Arbeit der Hand, zwischen wissenschaftlicher Theorie und praktischer Kunst. Diese Partnerschaft von Wissenschaft und Produktion hat die Zeiten überdauert, gelangte zu voller Wirkung erst in unserer Gesellschaft, und sie wird noch weit in die Zukunft reichen, zum Nutzen friedlichen Lebens.
Für die Verwirklichung ihrer Ideen brauchten Abbe und Zeiß aber auch Material, in ihrem Falle: Glas. Sie gingen zu Otto Schott, dem Glasmacher. Sie richteten ihm ein Laboratorium ein zur Entwicklung von Spezialglas, solchem Glas, wie sie es für ihre optischen Geräte brauchten. So wurde der Glasmacher Otto Schott der dritte in diesem Bunde, acht Jahre bevor der alte Zeiß starb.
Als der junge Abbe ehemals in die Zeißsche Werkstatt eintrat, war Carl Zeiß 50, nun – zu dessen Tode – ist Ernst Abbe selbst beinahe 50 Jahre alt. Ergrautes Haar, Bart, Nickelbrille unter dichten Brauen, schlanke Gestalt, Pullover unterm Jackett, so sahen ihn die Jenaer in ihrer Stadt, so kannten die Studenten ihren Professor im Hörsaal, so saß er im Volkshaus beim Bier, hörte Bebel auf Versammlungen, diskutierte mit Freunden und Kollegen. Er wußte um die Notwendigkeit wissenschaftlicher Forschungen, aber auch um die Nöte und Sorgen der einfachen Leute. Schon in jungen Jahren hatte er an eine Stiftung gedacht, die Arbeit und Leben der Zeiss-Werker erleichtern und Produktion und Wissenschaft fördern sollte. Kurz vor seinem 50. Lebensjahr verwirklichte er seinen Traum: Er gründete 1889 die Carl-Zeiß-Stiftung zu Jena. Die Stiftung sollte wissenschaftlichen Zwecken dienen und der „Erfüllung größerer sozialer Pflichten... gegenüber der Gesamtheit der tätigen Mitarbeiter" sowie „gemeinnützigen Einrichtungen zugunsten der arbeitenden Bevölkerung Jenas und seiner nächsten Umgebung" zugute kommen. So steht es in den Statuten geschrieben, und dort ist auch ausdrücklich festgelegt, daß der rechtliche Sitz der Stiftung Jena ist. Ernst Abbe liebte seine Stadt und ihre Bürger. Er wollte das Lebenswerk von Carl Zeiß fortgeführt wissen. Ernst Abbes Traum hat sich bei uns erfüllt.







Fotospaziergang durch das optische Museum der Carl-Zeiß-Stiftung, Jena



Kerstin Rochut, 7. Klasse

Brit Kirchner, 9. Klasse

Es liegt in guten Händen

Ernst Abbe und die Zeiss-Arbeiter von damals haben ihre Nachfolger gefunden – die Zeiss-Werker von heute, Facharbeiter, Techniker, Ingenieure, Wissenschaftler, Direktoren bis hin zum Generaldirektor des VEB Kombinat Carl Zeiss Jena, Dr. Wolfgang Biermann.

Wie Ernst Abbe, so ist auch Wolfgang Biermann ein bekannter Mann in seiner Stadt, und nicht nur da. Ihn kennen Freunde, Genossen und Fachkollegen des In- und Auslandes. Wenn er auf zentralen Beratungen über die Arbeit und Neuerungen der Zeiss-Werker spricht, dann ist von Anforderungen die Rede, von Spitzenleistungen und Qualitätsarbeit, von der Notwendigkeit, Schritt zu halten mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt. So haben die Zeiss-Werker den X. Parteitag der SED verstanden. Keiner sei so klug, sagte Genosse Biermann, daß er nicht von anderen lernen könne.

Wer Spitzenleistungen erreichen will, muß seine Arbeit lieben. Zeiss-Werker wissen das von ihren Vätern und Großvätern. Bei ihnen hieß es immer: Der Zeiss-Arbeiter, das ist der mit den „goldenen Händen", welche Arbeit er auch anpackt, sie gelingt ihm.

Lehrmeister Eckehard Patschke sieht das heute so: „Arbeit muß stimmen. Man hat doch Ehre im Leib und Verantwortung für das, was man macht. Wer bei uns arbeiten will, muß wissen, was wir von ihm fordern: präzise und zuverlässige Arbeit." Niemand solle glauben, daß das Lernen aufhöre, wenn er die Schule verläßt und einen Betrieb betritt. Lernen und Arbeit seien heute längst keine Gegensätze mehr. Der gute Facharbeiter brauche theoretisches Wissen und praktische Fertigkeiten.

Sigrid Greiner hat vor dreißig Jahren als Lehrling bei Zeiss begonnen. „Damals gab es noch nicht viele Frauen im Betrieb", erzählt sie, „mancher hat die Nase gerümpft, ein Mädchen und Feinmechaniker!" Sie sei zu Zeiss gegangen, weil das so Tradition in ihrer Familie ist. Der Großvater, der Vater, der Onkel, alle waren sie bei Zeiss. Die ganze Familie sei mit dem Werk verheiratet. Einer ihrer Söhne werde Graveur bei Zeiss, und die Tochter lerne vielleicht auch Feinmechanikerin. Jeder vierte Einwohner von Jena ist bei Zeiss beschäftigt. Oder anders gesagt: Jede Familie hat ihren eigenen Zeiss-Werker.

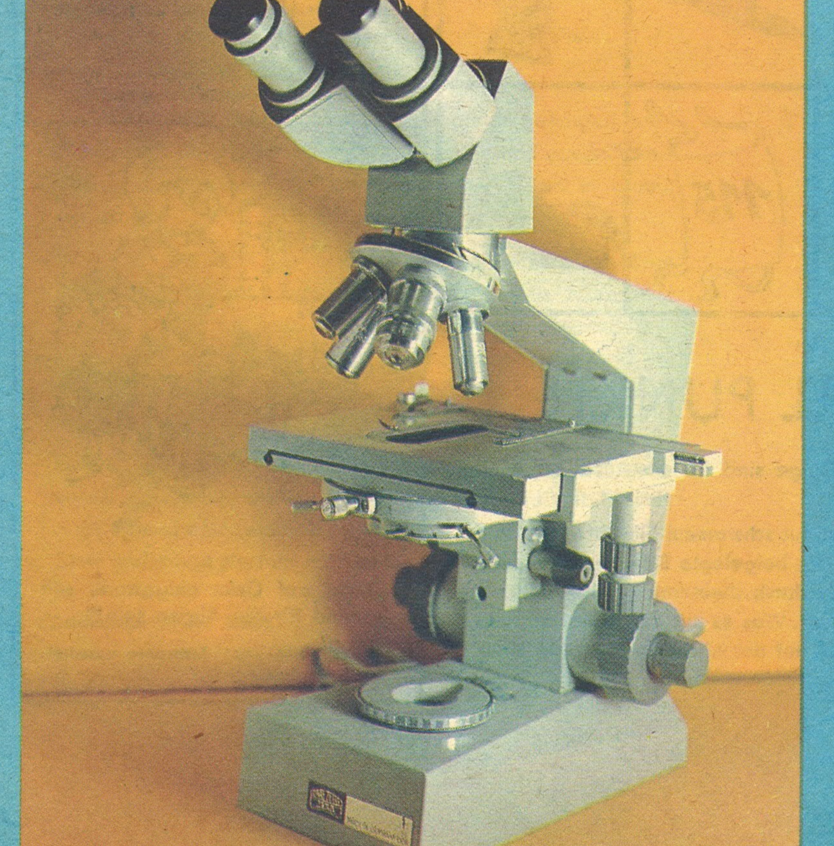
Kombinat und Stadt sind eng miteinander verbunden. Zu diesem Bündnis gehört auch die Universität, ein historisch gewachsener Bund, an dem Ernst Abbe und die Carl-Zeiß-Stiftung großen Anteil haben. Wer sich in den engen Gassen der Stadt oder auf den Anhöhen rings um Jena verlaufen hat, der findet von überall zum Zeiss-Hochhaus oder zum Universitätsturm. Jena ist eine Stadt, die viele Geschichten zur Geschichte zu erzählen hat. Berühmte Leute haben hier gelebt und gearbeitet: Dichter, Philosophen, Naturwissenschaftler, revolutionäre Arbeiterführer. Karl Liebknecht hat im Volkshaus gesprochen, einer Stätte der Thüringer Arbeiterbewegung. Heute erhalten Zeiss-Lehrlinge da ihren Facharbeiterbrief und ihre Facharbeiterweihe, eine alte Tradition. Öffentlich können die jüngsten Facharbeiter beweisen, daß sie nun Zeiss-Werker sind, daß sie zu den 46 000 Beschäftigten des VEB Kombinat Carl Zeiss Jena gehören. Auch von ihrer Arbeit wird mit abhängen, ob der Name Zeiss seinen guten Ruf behält. Das Kombinat exportiert seine Erzeugnisse in über einhundert Länder der Erde. Zeiss-Werker haben auf dem Weltmarkt durch ihre Arbeit so manchen Sieg für uns entschieden. So wie einst der berühmte Arzt Robert Koch an die Firma Zeiss schrieb: „Verdanke ich doch einen großen Teil der Erfolge, welche mir für die Wissenschaft zu erreichen vergönnt war, Ihren ausgezeichneten Mikroskopen ..." – Robert Koch hatte 1904 das 10 000. Mikroskop der Zeißschen Werkstätten erhalten – so gehen heute bei der Generaldirektion Briefe aus aller Welt ein, in denen Fachleute und Wissenschaftler über ihre Erfahrungen mit Zeiss-Präzisionsgeräten schreiben. Und vielleicht ist unter den Briefen auch der eines Menschen, dessen Leben erhalten werden konnte auch durch die Forschungs- und Präzisionsarbeit der Zeiss-Werker.

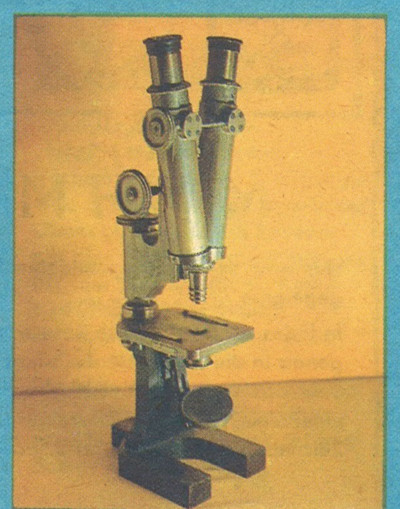
Fragt man Jenaer, was sie mit ihrer Stadt verbindet, dann sprechen sie von der Landschaft, vom Botanischen Garten, vom Optischen Museum und nicht zuletzt von den guten Arbeits- und Lebensbedingungen, die das Kombinat für seine Leute geschaffen hat.

Wolfgang Biermann, der Generaldirektor, hat einmal gesagt: Niemand kann sich das Maß der Ziele aussuchen, es wird durch das Leben selbst, durch die Notwendigkeiten unseres Lebens bestimmt.

Was Carl Zeiß vor 135 Jahren begann, liegt in guten Händen. Wir sind seine und Ernst Abbes Erben.

Charlotte Groh





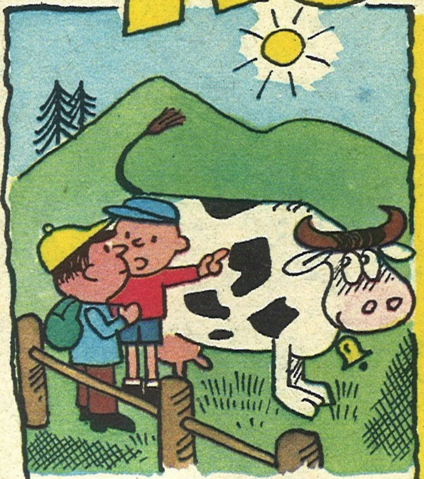


Fotos: Marina Schmidt



AUSDAUER





„Das Durstproblem lösen wir damit. Aber als Landkarte ist sie zu ungenau!"

(Bei Wanderungen Landkarte, Kompaß und kalten Tee mitnehmen.)

SYMPTOM: Müde! Unkonzentriert! Keine Ausdauer für die Erledigung der Hausaufgaben!

DIAGNOSE: Sauerstoffmangel!

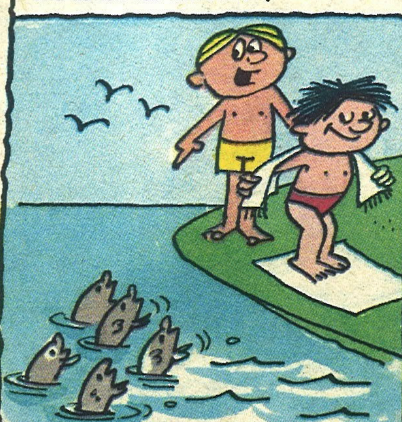
THERAPIE: Wenigstens eine Stunde körperliche Betätigung in frischer Luft bei Spiel und Sport (Radfahren, Wandern, Schwimmen, Paddeln).

ANMERKUNG: Hier geht es nicht um Höchstleistungen für Pokale oder Medaillen, sondern um körperliche und geistige Frische und Ausdauer. Auch sie kann man trainieren!



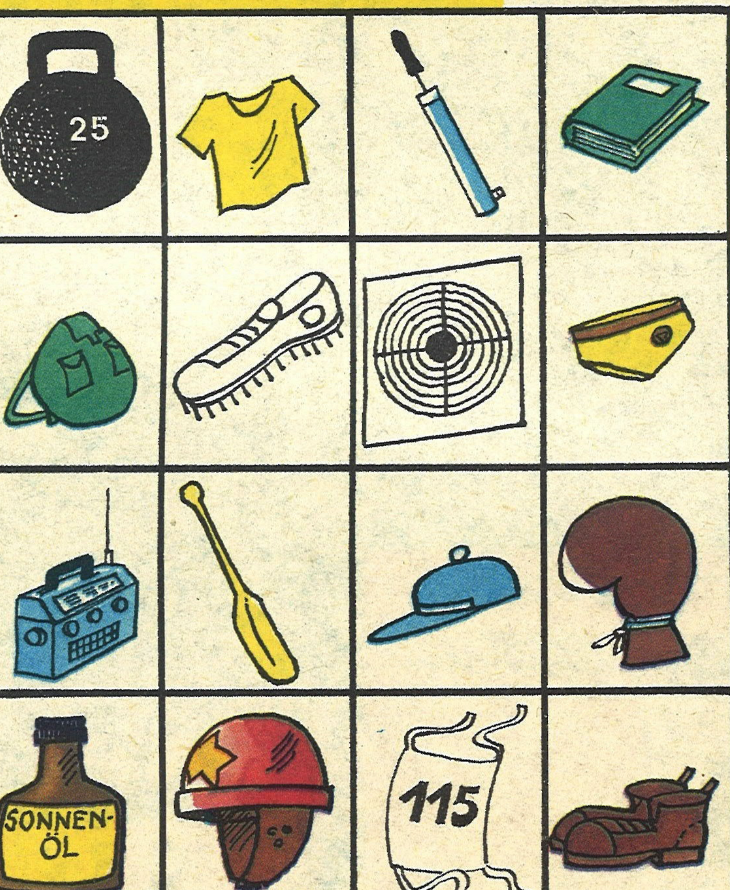
„Klein, schnell, knattert nicht und doch kein Trabi? ... Na klar! Ein Hase!"

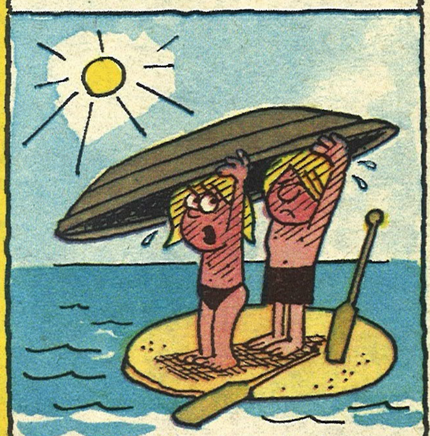
(Genieße saubere Luft und ungewohnte Eindrücke.)



„Einwandfrei deine 400 Meter Brust! Die Experten klatschen Beifall!"

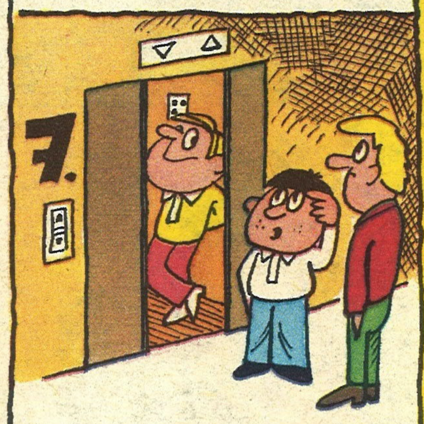
(Nach dem Schwimmen immer gut abtrocknen.)





„Plackerei! Hemd, Kopfbedeckung und Sonnenöl wären leichter gewesen."

(Riskiert keinen Sonnenbrand! Wasser verstärkt die Sonneneinwirkung.)



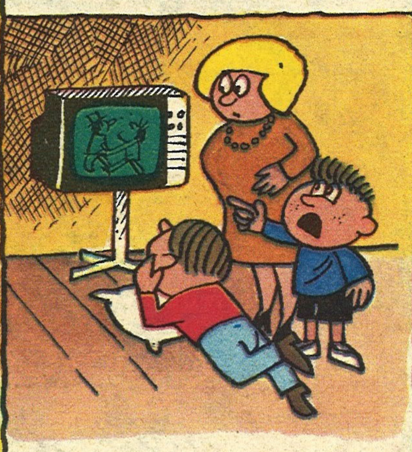
„Er sagt, zehnmal rauf und runter ist Ausdauertraining durch Überwinden von Höhenunterschieden!"

(Einmal zu Fuß ist gesünder.)

MACH MAL PUNKTE

Nur acht der hier abgebildeten Dinge sind für ein Ausdauertraining gegeignet.

In jedes richtig erkannte Karo setzt mit schwarzem Filzstift einen Punkt genau in die Karomitte. Nun legt das beigelegte Blättchen Fliespapier über das Ganze und verbindet die durchscheinenden acht Punkte mit einer Linie, so wie ein Uhrzeiger läuft. Was es mit der so entstandenen Zeichnung auf sich hat, wird jedem auf der nächsten Heftseite klar!



„Total auf Grün eingestellt, soll gesund für die Augen sein!"

(Großer Blödsinn! Fernseher ausschalten ist gesünder.)



Legt eure Zeichnung auf diese hier und ihr werdet sehen, was Kundi wieder einmal mit seinen Tips erreichen will. Ihr sollt euch frisch und munter fühlen wie ein . . ., na, wie wohl?
Schreibt auf eine Postkarte die Lösung und schickt sie an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, PSF 37, Kennwort: Kundi. Einsendeschluß: 15. Juni 1982.
Zu gewinnen sind viele lustige Kundi-Wimpel für Fahrrad, Roller, Paddelboot, Campingbeutel oder Zelt.



Sollte euch die richtige Lösung nicht gleich gelungen sein, Fliespapier unter fließendes Wasser halten und ausdrükcken. Die Zeichnung verschwindet dann, und ihr könnt es erneut versuchen.

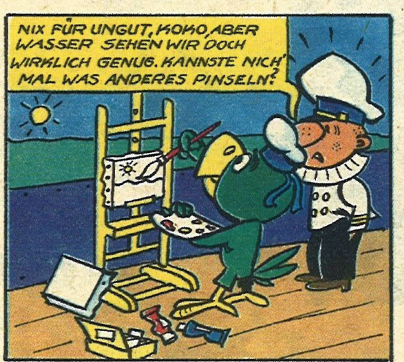
Wenn ihr die schwarzen Linien sehr exakt zeichnet, könnt ihr sie nachher mit bunten Filzstiften ausmalen. Nach zwei bis drei Tagen mit Seife und warmem Wasser auswaschen. Was jetzt noch sichtbar bleibt, färbt nicht mehr ab und ergibt, wenn ihr es sauber ausschneidet, ein hübsches Lesezeichen.

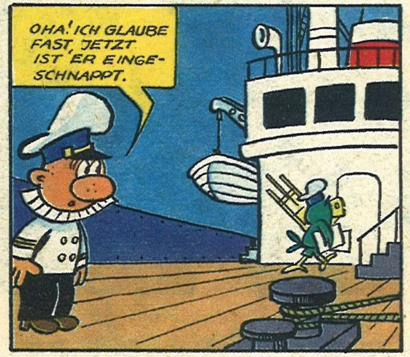
Eine schöne Handarbeit entsteht, wenn ihr eure Zeichnung ungewaschen auf weißen Leinenstoff legt und mit Filzstift noch einmal nachzeichnet. Ihr übertragt sie dadurch auf den Stoff und könnt sie nun mit buntem Stickgarn aussticken.

Zeichnungen: Horst Alisch

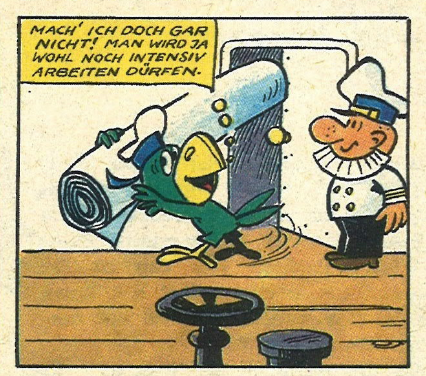
















BADE-SPASS

Alwin fragt – und alle „Frösi"-Leser antworten!
Nochmal im Klartext: Was könnte Otto auf Alwins Frage antworten? Überlegt, schreibt die Antwort auf eine Postkarte und schickt sie bis zum 15. Juli 1982 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Antwort.
Die lustigsten Antworten werden mit Aufklebern und Abzeichen von Otto und Alwin belohnt und außerdem veröffentlicht.





Phantasie ohne Grenzen

Zum Bild des Monats



Ikarus, Variante, aus der Serie „Jazz", 1944–47
farbiger Papierschnitt

Der Traum, 1940

Henri Matisse, dessen Bilder ich in Leningrad und Moskau sehen konnte, ist einer der bedeutendsten Maler unseres Jahrhunderts. Seine Werke strahlen von Tag zu Tag mehr aus, als er selbst mit ihnen erreichen wollte: „Ich will mit meiner Kunst den Blick der Menschen für die Schönheit der Welt und die Freuden der Schöpfung öffnen."

Henri Matisse, im Jahre 1869 in Le Cateau geboren, war nicht schon von der Wiege an ein Künstler. Vielmehr hatte ihn sein Vater für das Studium der Rechtswissenschaft bestimmt. Aber Matisse fühlte sich nicht ganz wohl dabei. Auch noch in seinem Beruf als Anwaltsschreiber beherrschten ihn Angst und Langeweile. Eine Krankheit brachte die Wende. Die Mutter schenkte ihrem Sohn einen Malkasten, damit er rascher wieder gesund werden sollte. So beginnt Matisse zu malen.

Matisse geht nach Paris an die Kunstakademie. Aber sein Weg als Maler ist längst nicht gemacht. Viel Anstrengung ist nötig, damit Henri Matisse zu dem wird, als den ihn die Welt dann feiert. Er studiert die Alten – Chardin und Poussin. Im Jahre 1905 stellt er im Salon d'Automne in Paris aus. Er und seine Freunde werden als öffentliches Ärgernis abgestraft, als „les fauves", die Wilden, bezeichnet. Dabei hatte Matisse nichts Außergewöhnliches vom Inhalt her gemalt. Aber er hatte unvermischte, expressive Farben benutzt, und das war ein ungeheuerlicher Verstoß gegen die bürgerliche Kunsttradition. Matisse entdeckte die reine Farbe wieder und nutzte ihre emotionelle Kraft. Das können wir gut, wenn wir Bilder des Malers farbig, im Original oder in guten Reproduktionen, betrachten, empfinden. Wahrnehmen werden wir aber auch das Dekorative in vielen Bildern, so zum Beispiel die Ornamente auf Tisch und Wand in „Harmonie in Rot". Bis in das hohe Alter hinein ringt Matisse mit dem Wirklichen, versucht es in einfachsten Formen wiederzugeben. So malt er manchmal bis zu dreißig Fassungen für ein Bild.

Der sowjetische Schriftsteller Ilja Ehrenburg erzählt vom alten Matisse, den er nach schwerer Operation im Bett liegend fand, aber geistig rege und arbeitend, daß der Maler dabei war, Teppichentwürfe zu machen. Dafür schnitt er aus farbigem Papier verschiedene Muster. Die Buntpapierarbeiten gehören zum Eindrucksvollsten, was Matisse schuf, Zeichnungen mit der Schere, die von seiner Phantasie Zeugnis ablegen.

In allem, was Henri Matisse malte, modellierte, zeichnete und schnitt, zeigt sich eine ungemein aktive Beziehung zum Leben. Er war Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs. Deshalb auch unterschrieb er den Stockholmer Friedensappell.

Sein Werk, das er in sechzig Jahren angestrengter Arbeit schuf, spricht selbst die beredteste Sprache.

Rulo Melchert



Die Goldfische, 1911

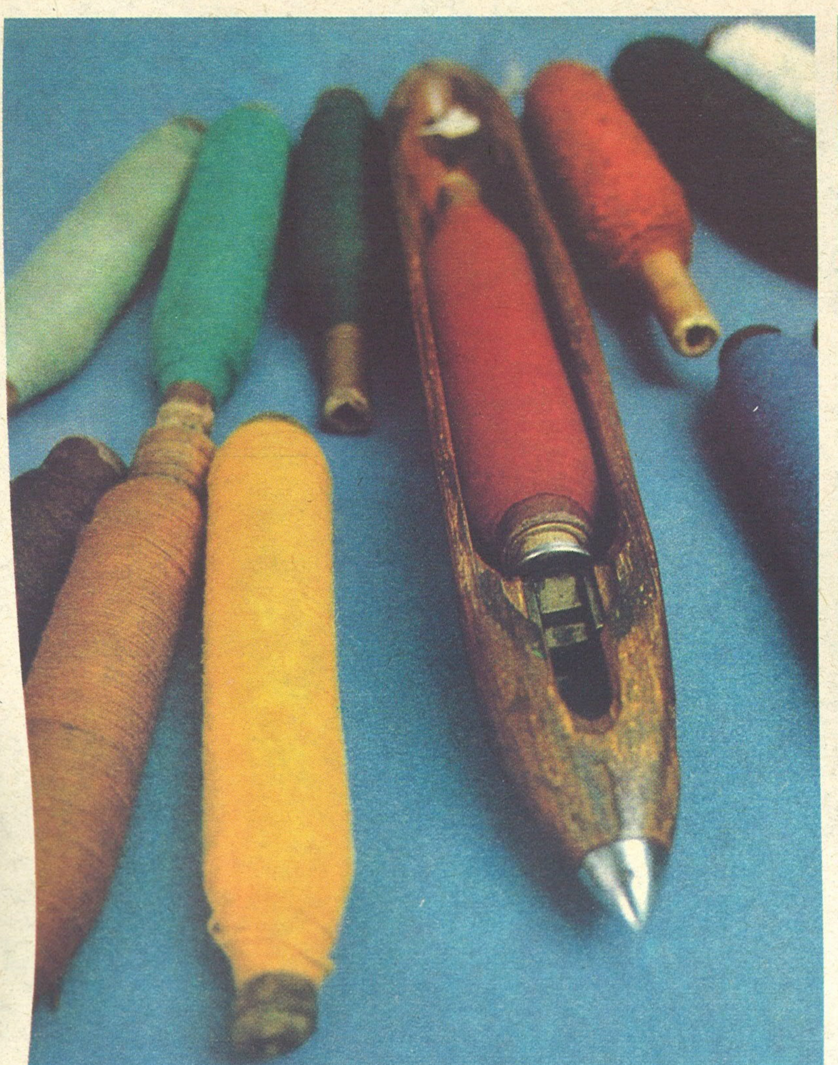
Foto: Horst Glocke, Nachdrucke nach Vorlagen des VEB Verlag der Kunst Dresden



SALUT, BÄUME

Salut, Bäume !
Wie ihr blütenbesteckt
die Glieder reckt.
Ihr Chemieingenieure,
Kathedralen für Vogelchöre,
Umweltschutzlegionen,
Grundwasserpumpstationen,
Holzfabrikanten,
Obst- und Nektarlieferanten,
Nervenkurierer,
Luftparfümierer.
Schattenspender für jeden,
GENOSSEN AUS DEM GARTEN EDEN.
Ihr Rauschebärte
und Märchenerzähler.
Ihr grünen Steher
in Blitz und Sturm.
Ungezäumt,
aufgebäumt.
Mit Wurzeln,
Standpunkt
und Wolkenantennen.
Lebenssignale. Am Grün zu erkennen.

VIKTORIA RUIKA-FRANZ
Illustration: Jana Köhlert





Ein TISCHLEIN-DECK-DICH ohne Hexerei

Hallo, Kinder – ich bin ein Tischlein-deck-dich. O, ihr glaubt mir nicht? So was gibt es nur im Märchen? Na ja, recht habt ihr. Mit Hexerei habe ich nichts zu tun. Aber ehrlich, was durch mich auf den Ladentisch kommt, kann sich schon sehen lassen.

Eure großen Freunde aus Cottbus nennen mich „FDJ-Initiative Konsumgüterproduktion". Auf dem XI. Parlament des Jugendverbandes erhielten sie dafür ein dickes Lob.

Konsumgüter – das sind all die schönen Dinge, die man im Laden kaufen kann. Viele der tausend kleinen und auch großen Dinge bauen junge Leute in eigener Verantwortung.

Kürzlich nun haben sie sich etwas Besonderes einfallen lassen. Da es im Bezirk Cottbus neben Kohle und Energie auch noch sehr viele Textilbetriebe gibt, haben die Lausitzer FDJler einen Satz des XI. Parlaments der FDJ ganz auf sich bezogen: Junge Leute machen Jugendmode.

Als guter Geist war ich natürlich von Anfang an dabei. Zuerst einmal lud ich meine Freunde im Blauhemd aus den Forster Tuchfabriken, den Spremberger Textilfabriken, dem Cottbuser Textil- und Konfektionsbetrieb, ja FDJler aus dem ganzen Kombinat an einen Tisch. Und damit wir richtigen Tritt faßten, kamen auch unsere Verbündeten: die Betriebsleiter und der Kombinatsdirektor.

O, ganz schön haarig war die Diskussion! Petra Schacks aus der Jugendmode-Verkaufsstelle, so ein kesses junges Mädel, nahm kein Blatt vor den Mund: Oft noch streifen junge Kunden um die Regale, ohne das Passende gefunden zu haben. Muß man sich in den Betrieben da nicht einfach was Neues einfallen lassen? „Für mich jedenfalls stand gleich fest: Das ist meine Initiative wert. Na ehrlich, wer will schon keine Mode machen? Ein bißchen frecher darf es ruhig sein: Hosen mit Latz oder Overalls, sportliche Kleider und Schürzenröcke – alles ist erlaubt – Hauptsache es ist bequem und hält auch die Strapazen eines langen Schultages oder einer Disko aus.

Diese hübschen und bequemen Sachen gibt es noch zu wenig. Und deshalb versprachen die FDJler auf diesem Treff: Auf den Geburtstagstisch unserer Republik legen wir in diesem Jahr auch mehr und bessere Jugendmodeerzeugnisse.

Nun denkt ihr, es ist alles in Butter, stimmt's? Dabei ist die Sache gar nicht so einfach. Unsere zwölf Jugendmodeklubs hatten schon immer recht pfiffige Ideen. Sie tüftelten und schneiderten das, was sie selbst gern anzogen und stellten die in langen Stunden entstandenen Einzelstücke auf der Messe der Meister von morgen aus. Dabei blieb es dann meist, denn so eine Großproduktion kann man sich nicht vorstellen wie beim tapferen Schneiderlein. Mit wenig Material muß in kürzester Zeit eine Menge vom Band laufen, damit die vielen, vielen Wünsche wirklich erfüllt werden können.

Was sich heute in den Klubs tut, da lacht einem das Herz! Alle kiebitzen bei den Besten, dem Jugendmodeklub der Spremberger Textilwerke. Hier knobeln die Freunde schon lange unter Anleitung erfahrener Ökonomen gemeinsam mit jungen Kleidermachern und Verkäuferinnen. So haben sie auch mit ihrer Erfindung Wollkrepp den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Stoff läßt sich bestens produzieren und zu hübschen Sachen verarbeiten – diese verkaufen sich wie warme Semmeln.

Seht ihr, ein Tischlein-deck-dich gibt's nicht nur im Märchen.

Ihr werdet staunen, was ich noch alles kann ...

Text: Ida Hermes
Fotos: Marina Schmidt

Text: Hans-Joachim Riegenring, Zeichnungen: Horst Alisch

Was ich mal fragen wollte:

Wer glaubt, daß es noch Hexen gibt?

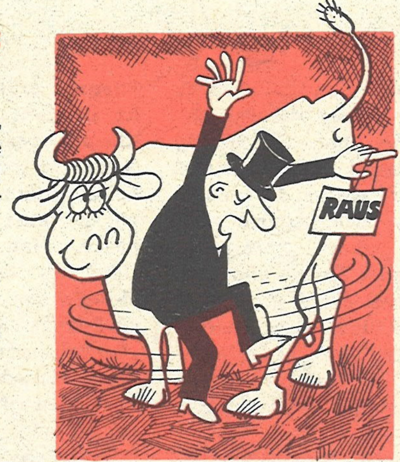
Die letzte Hexe, die er gesehen hat, sagt mein Freund Karlchen, war die in der Märchenoper „Hänsel und Gretel". Und ob ich noch mehr solche verrückten Fragen hätte.
Habe ich. Zum Beispiel:
Wo gibt es in der Apotheke Elefantenläuse zu kaufen?
Nach dieser Frage sah mich Karlchen nur noch entgeistert an.



Und ihr, liebe „Frösi"-Leserinnen und -leser?
Glaubt ihr das?
Aha. Also nicht. Ich frage ja auch nur mal so.

Der Teufel im Kuhstall

„Die Elefantenläuse", wollte Karlchen unbedingt wissen, „wo gibt es Elefantenläuse?"
Elefantenläuse gibt es in manchen Apotheken Bayerns und Holsteins in der BRD. Sie sind angeblich ein altes bewährtes Hausmittel. Fragt mich aber nicht, wie sie aussehen und wofür sie gut oder nicht gut sind.
Andere beliebte Wundermedizinen sind Teufelsdreck, Blutstein, und die anderen sind so unappetitlich, daß ich sie lieber nicht nenne.
In diesen Gegenden soll es auch noch Hexen geben. Das heißt, den Leuten dort wird gesagt, daß es welche gibt. Wenn zum Beispiel eine Kuh krank wird, gehen viele nicht, wie unsere Bauern, zum Tierarzt, nein, sie holen erst einmal einen Hexenbanner oder Teufelsaustreiber. Die Kuh könnte ja verhext sein.
So stark ist der Aberglauben. Ihr wißt, was „Aberglauben" bedeutet, ja? Nicht wissen, aber glauben, darum Aberglauben.
Der Teufelsaustreiber oder Geister-



beschwörer stellt sich vor die Kuh, befiehlt dem Teufel, aus dem Tier herauszufahren und erklärt, die Kuh ist gesund. Das kostet natürlich einiges. Er ist ja schließlich „Spezialist".
Stellt euch das mal im Stall einer LPG vor. Ich glaube, den Kühen würde vor Lachen die Milch sauer.
Wenn einer reich und erfolgreich sein möchte – und wer möchte das nicht! – braucht er sich nur ein Hexenbuch zu kaufen. In dem stehen geheimnisvolle Sprüche, die braucht man nur zu murmeln – und Simsalabim hat man einen Kassettenrecorder, ein Auto, ein Wochenendhaus oder ein dickes Bankkonto ...
Da kann man sich vor Lachen einen Ast holen. Denn wir wissen, in der BRD gibt es fast zwei Millionen Arbeitslose. Denen helfen keine Wunder. Aber auch keine Hexensprüche. Es sei denn, man findet Dumme, die auf die Sprüche hereinfallen. Davon leben viele Schwindler, die sich für Wundermänner ausgeben. Sie können angeblich Kranke durch einfaches Handauflegen heilen und andere Wunder vollbringen.
Neulich hat so ein Wundermann einer Frau ein Verjüngungsmittel verkauft – für 18 000 Mark. Die Frau war 90 Jahre alt.
Einen besonders scharfen Blick haben die Leute, die in die Zukunft sehen können, und über die wir uns nun wundern.

Kassandra sieht, was du nicht siehst

Jeder wünscht sich, mal in die Zukunft blicken zu können. Der Kranke möchte gern wissen, wann er wieder gesund wird, der Sportler, ob er den Wettkampf gewinnt, na, und überhaupt gibt es viele Dinge im Leben, von denen wir gern wissen möchten, wie sie sich entwickeln.

Es gibt Leute, die behaupten von sich, sie könnten genau voraussagen, was die Zukunft bringen wird. Sie nennen sich Wahrsager, obwohl sie meistens lügen; oder Hellseher, auch wenn ihre Voraussagen ziemlich dunkel sind.
In der BRD gibt es über zehntausend Hellseher und in den anderen westlichen Ländern mindestens genau so viele. Und alle sind voll damit beschäftigt, ihren Kunden die Zukunft zu sagen.
Manche haben sich geheimnisvolle Namen zugelegt, wie die Kassandra von Kassel, die Hexe von Düsseldorf oder die Pythia von Berlin. Die heißt eigentlich Gabriele Hoffmann und ist stolz darauf, daß sogar der Bürgermeister von Berlin-West und andere Politiker sich von ihr weissagen lassen.
Die Hellseher haben verschiedene Methoden, das zu sehen, was ein normaler Mensch nicht sieht, nämlich die Zukunft.
Sie benutzen dazu Teeblätter, Pendel, einige sagen ihren Kunden sogar aus Tintenklecksen, was ihnen bevorsteht.



Die meisten lesen das Schicksal aus Skatkarten. Ein Kartenspiel wird auf den Tisch geblättert und je nachdem, welche Karte wo liegt, kann die Kartenlegerin sehen, ob eine Heirat bevorsteht oder eine gute Nachricht oder vielleicht auch ein bißchen Pech. So einfach ist das.
Die Hellseher sagen natürlich hauptsächlich günstige Ereignisse voraus. Glück, Erfolg, na eben, was jeder Mensch gern hört. Ein Wahrsager, der dauernd Pech und Krankheit prophezeit, hätte bestimmt bald keine Kunden mehr.
Am sichersten aber sieht man die Zukunft angeblich in den Sternen.

Jupiter hilft Karlchen

„Das leuchtet mir ein", rief Karlchen, „dem einen scheint die Sonne, der andere guckt in den Mond!"
Die „Kunst", aus den Sternen Schicksal und Charakter eines Menschen zu lesen, heißt Astrologie.
Die Astrologen stellen erst einmal fest, wo die Planeten im Augenblick der Geburt eines Menschen standen. Von dieser Stellung aus berechnen sie mit Formeln und Tabellen den Charakter und das Schicksal.
Fast die Hälfte aller Bundesbürger ist überzeugt, daß man aus den Sternen künftige Ereignisse lesen kann.
Fünfhundert Astrologen in der BRD



verdienen mit den Sternen ihre Taler. Durch Geschwätz von gestern verkünden sie das Schicksal von morgen.
„Also, wenn der Jupiter günstig steht", fragte Karlchen, „kriege ich ein gutes Zeugnis, stimmt's?"
Ihr könnt euch mit Recht nicht vorstellen, daß der Riesenplanet Jupiter, der viele Millionen Kilometer von uns entfernt um die Sonne zieht, einen Einfluß auf Karlchens Zeugnis hat. Das Zeugnis wird nur von Karlchen und seinen Leistungen beeinflußt.
Dagegen behaupten die Astrologen, daß viele Schlagerstars, Spitzensportler, Unternehmer, in den Ländern des Kapitals, keine Entscheidung treffen, ohne sich vorher zu überzeugen, daß sie nicht über einen querstehenden Mars stolpern oder in der Milchstraße steckenbleiben.
„Aber auf eine meiner Zensuren", sagte Karlchen, „haben die Sterne einen ganz entscheidenden Einfluß!"
„Ach ja?" staunte ich. „Und welche ist das?"
„Na, in Astronomie!" sagte Karlchen.

Der Birkengeist

Fedotka wurde früh geweckt. Draußen strahlte der Morgen, und auf dem Tisch dampfte das Frühstück. Es war, als ob alles ringsum lächelte. Fedotka suchte die Schäferausrüstung zusammen: Stiefel, die Mütze, die alte Jacke und die Tasche mit der Verpflegung. „Wo ist denn mein Stock?" „Er steht hinter der Pforte und wartet auf den Schäfer", lachte die Mutter. Zum erstenmal begleitet er Tante Polja als Schäfer. Das heißt, er wird mit ihr auf dem Feld Mittag essen, und beim Abendbrot wird er in der roten Ecke sitzen, man wird etwas ganz Leckeres auftischen, und Tante Polja wird ihn zum Übernachten dabehalten.

„Spät kommst du, mein Lieber!" rief Tante Polja von weitem. „Guten Tag, Tante Po-o...", Fedotka wollte gewohnheitsmäßig „Polewitschka" sagen, was soviel wie „Liebesgras" heißt. So nannte man Tante Polja von alters her im Dorf, aber er wagte es nicht und stockte. „Du gehst hinter der Herde, ich werde sie führen."

In der ersten Stunde jagte Fedotka mit Pfiffen die zurückbleibenden Schafe. Die Sonne stach immer mehr. Fedotka nahm öfter die Mütze ab und verscheuchte erschöpft die zudringlichen Bremsen. Es wäre Zeit zu rasten..., dachte Fedotka und suchte Tante Polja mit den Augen. Diese war bis zu den Brauen in ein weißes Tuch gewickelt und hatte eine Tasche über die Schulter gehängt. Sie ging vor der Herde und blickte die ganze Zeit vor ihre Füße.

Irgend etwas hob sie auf. Am Rande eines Birkenwaldes blieben sie stehen, um auszuruhen. Die Schafe suchten sich eines nach dem anderen einen bequemen Platz. „Es wird Zeit, hier werden wir essen", lächelte Tante Polja. „Bist du erschöpft?"

Fedotka legte den Schäferstab und das Bündel mit dem Essen auf einen Baumstumpf und ging los, um trockene Zweige für das Feuer zu holen. Er brachte das Dürrholz Tante Polja. Diese zerbrach es und legte es wie ein Zelt auf das schwarze Rund der Feuerstelle. „Das genügt, fang an, das ist wohl Männersache..." Sie reichte ihm eine Schachtel Streichhölzer. Fedotka schien es, als ob er im selben Moment größer und stärker würde. Mit fester Hand zündete er ein Streichholz an, und die Zunge der Flamme sprang auf die Birkenrinde über. Gleichzeitig brachte Tante Polja einen Kessel mit Wasser und hängte ihn über das Feuer, wobei der rußgeschwärzte Boden direkt an der Flamme war. „Nun werden wir auch Tee haben..." Sie nahm ein Sträußchen Kamille aus der Tasche und warf es ins Feuer. Fedotka blickte Tante Polja böse an. „Weshalb wirfst du die Blumen ins Feuer?" „Um die Mücken zu verjagen." Und tatsächlich – sie waren weg. „Warum ist das so?" fragte Fedotka. „Wer weiß! Der Kamille ist eben solche Kraft gegeben."

Tante Polja, die sich vor der heißen Flamme schützte, warf in das kochende Wasser des Kessels frische Lindenblätter, dann nahm sie aus der Tasche zwei Stengel getrocknetes Johanniskraut und gab sie mit dazu. Ihr Gesicht mit dem dichten Netz von Runzeln war vom Feuer gerötet und wirkte jünger. „Nun setz dich!" faßte Tante Polja ihn bei der Hand, „es ist Zeit, etwas zu essen." Auf das entfaltete Tuch legte sie Speck, Eier, Brot, gesalzene Gurken, zwei rote Tomaten...

Nachdem sie in den Kessel gesehen hatte, erhob sich Tante Polja und warf eine Prise gelber Lindenblüten in das grünliche Wasser. „Jetzt ist es gut." Sie bedeckte den Kessel mit ihrem weißen Tuch. „Was ist das?" fragte Fedotka schüchtern. Ihm schien es, als ob Tante Polja zauberte. Nicht umsonst ärgerte man sie im Dorf mit dem Namen „Polowitschka"...

„Tee", antwortete Tante Polja, „von den Lindenblättern, Blüten und von Johanniskraut. Hast du den noch nicht getrunken?" „Nein", gab Fedotka zu, „weshalb soll man ihn trinken?" „Damit man gesund bleibt, nicht krank wird..." „Sagst du auch die Wahrheit?" Da lachte Tante Polja. „Du bist sonderbar."

Sie nahm ein Bündel aus der Tasche. „Hier habe ich etwas sehr Gutes. Sieh es dir an..." Sie wickelte den Lappen auf und zeigte Fedotka irgendwelche länglichen Blätter mit Zacken an den Rändern. Unter den Blättern schaute eine zerdrückte Blüte hervor. „Das ist eine giftige Pflanze", erklärte sie, „hab aber keine Angst, sie ist nützlich, denn sie hat deine Mutter vom Rheuma befreit..." „Und was ist das dort?" Neugierig guckte Fedotka in die Tasche. Tante Polja nahm ein Bund Kräuter mit leicht eingekerbten Blättern heraus. „Das ist Schafgarbe. Man nennt sie auch Soldatenkraut." „Weil es den Soldaten hilft?" Tante Polja lächelte und legte es sorgfältig in die Tasche zurück, damit es nicht in der Sonne verbrenne. „Es kann schon sein, daß dieses Kraut mehr als einen Menschen rettete, denn es stillt bei einem Verletzten das Blut." „Bedeutet das, daß es wächst, um Menschen zu retten?" Tante Polja blickte Fedotka an. „Und warum gibt es Krank-



Daß die Schäfer schon seit alters her zu den gesündesten Menschen mit gezählt werden, ist allgemein bekannt – und das mit Recht. Welcher Mensch ist auch ein Leben lang mit der Natur und den Pflanzen so unmittelbar und fest verbunden wie ein Hirt? Bei den täglichen Wanderungen über Wiesen und Felder hatten die Pflanzen über Generationen hinweg ernährungsmäßig eine besonders große Rolle gespielt. Man lernte dabei auch Pflanzen kennen, die dem Menschen halfen, bestimmte Krankheiten zu heilen oder Schmerzen zu lindern.

Heute weiß jeder, daß diese Wirkungen nicht durch Geister hervorgerufen werden und auch keine den Pflanzen innewohnenden Zauberkräfte existieren, sondern daß diese Wirkung auf Nebenprodukte des Pflanzenstoffwechsels zurückzuführen sind, die während der Vegetation gebildet und in bestimmten Pflanzenteilen gespeichert werden. Abgesehen davon, daß durch die schnelle Entwicklung der pharmazeutischen Industrie heute größtenteils Arzneimittel auf chemischem Weg produziert werden, so haben Arzneikräuter mit ihren reinen Pflanzenwirkstoffen ihre Bedeutung als Arznei- und Gesundheitspflegemittel Jahrtausende hindurch bis heute nicht verloren. Im Gegenteil, das Interesse, zum vorbeugenden Gesundheitsschutz lieber mal eine Tasse Kräutertee zu trinken, als gleich zur Tablette zu greifen, ist gewachsen. Eine Arzneidroge, die z. B. schon immer Bedeutung bei der Behandlung von Erkältungskrankheiten hatte, ist die Lindenblüte. Als Bestandteil schweißtreibender Tees ist deren Bedarf so hoch, daß Lindenblüten sogar importiert werden müssen. Aus diesem



heiten?" fuhr Fedotka fort. Tante Polja schwieg eine Weile und bedeckte die Tasche mit Lindenblättern. „Krankheiten, Fedotka, kommen von Verschiedenem ... von der Arbeit, von der Zeit ..." „Woher wissen die Kräuter etwas über die Krankheit?" „Woher?" fragte Tante Polja, „das, Fedotka, weiß keiner, außer dem Blütengeist." „Es gibt überhaupt keine Geister", unterbrach Fedotka Tante Polja, und in seinen Augen funkelten die Lichter der Neugierde. „Das hat unsere Lehrerin gesagt." „Doch, einen Blütengeist gibt es", wiederholte Tante Polja ernst. Er wollte Tante Polja nicht weiter kränken. Sie tranken den Tee aus Lindenblüten und Johanniskraut. Bis zum letzten Tropfen holten sie das dickflüssige, duftende Getränk aus dem Kessel ...

Die Sonne hatte den Zenit überschritten. Die Schafe, die das Nachlassen der Hitze spürten, streckten sich eins nach dem anderen auf der Wiese aus. Bis zum Abend bückte sich Fedotka unermüdlich nach Kräutern, Blumen und Beeren und brachte sie Tante Polja. Es schien ihm, als ob jedes Blatt sein Leben hat, gut und notwendig für den Menschen.

Man trieb die Herde nach Hause, als die himbeerfarbene Sonne hinter dem Horizont verschwand.

Zu Hause setzte Tante Polja Fedotka in die rote Ecke und machte Abendbrot. Dann nahm sie einige Bunde Wermut aus der Tasche und hängte sie über die Fenster zum Trocknen. „Das macht man, damit man keine Fliegen im Haus hat. Außerdem ist dieses Kraut ein gutes Mittel bei Appetitlosigkeit und Verdauungsstörungen", erklärte sie.

Fedotka schlief schon fast, er konnte die vor Müdigkeit zufallenden Augen einfach nicht mehr öffnen. „Und deshalb nennt man dich ‚Polewitschka'?" fragte er im Halbschlaf. Würde Tante Polja jetzt böse sein? Aber sie strahlte über das ganze Gesicht und antwortete zärtlich: „Ja, deshalb, mein Lieber, deshalb ..."

„Hast dich abgerackert, kleiner Hirt", sagte Tante Polja direkt an seinem Ohr, „gehen wir schlafen. Ich habe dir auf dem Heuboden das Bett gemacht ..."

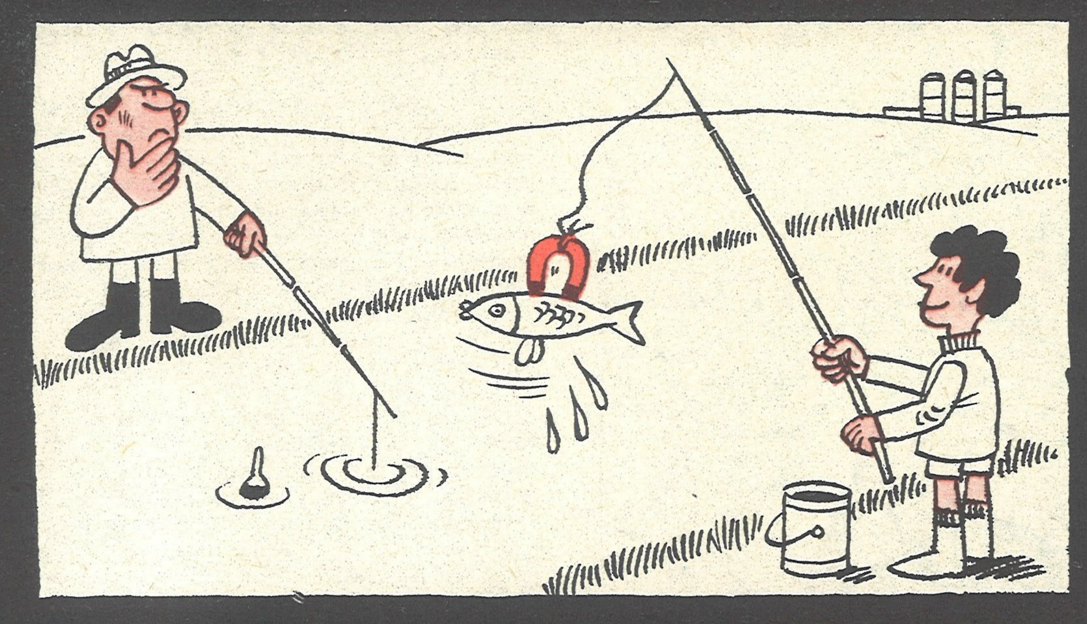
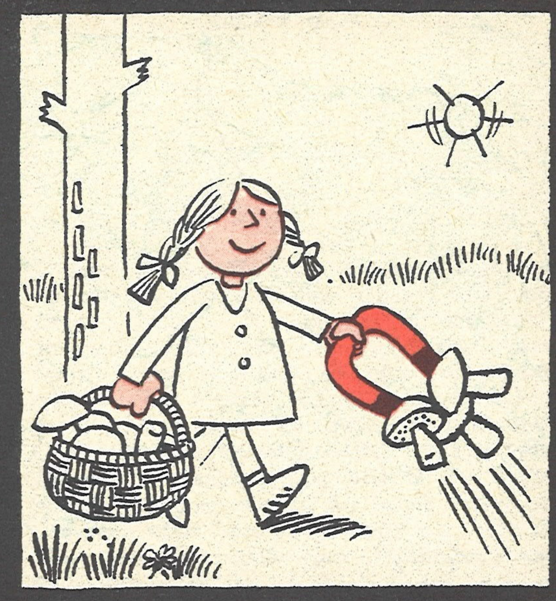
Der angenehme Geruch des Heues umfing Fedotka; er legte den Kopf auf das bereitete Kissen. Fedotka wollte sich wundern, aber plötzlich erschien neben ihm von irgendwoher aus der Erde ein Alter mit langem, grünen Bart, der bis zu den Füßen reichte, und um ihn herum drehten sich lauter Kamillen, Lindenblüten, Johanniskrautblüten, Schafgarbeblüten ... Fedotka schlief ein.

Übersetzung aus „Kostjor" von Dagmar Regener
Erzählung von R. Feditschew

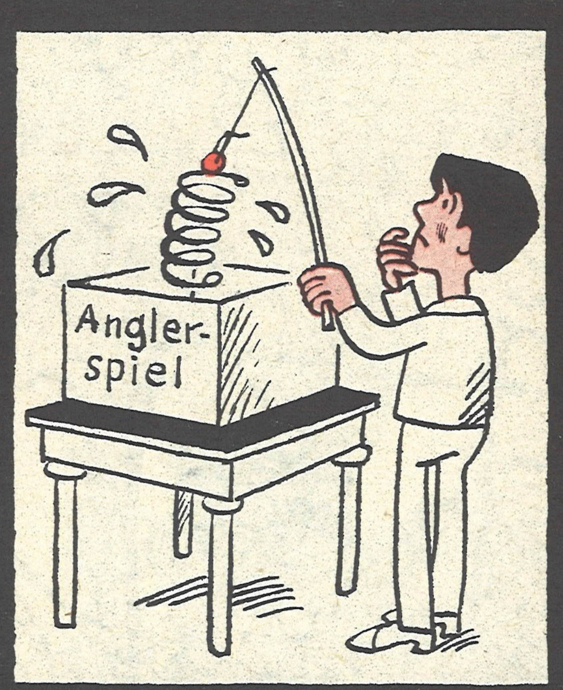
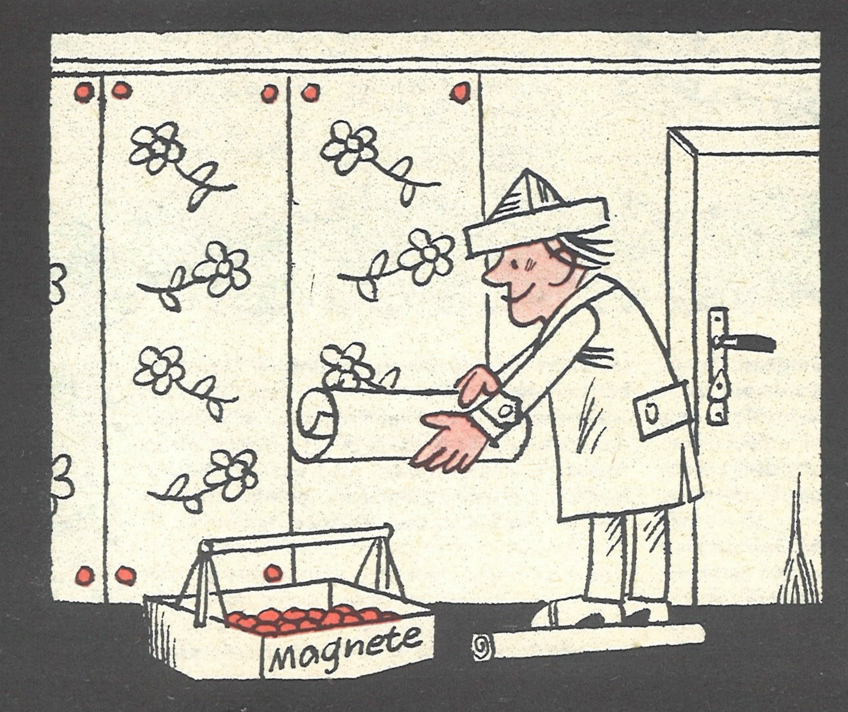
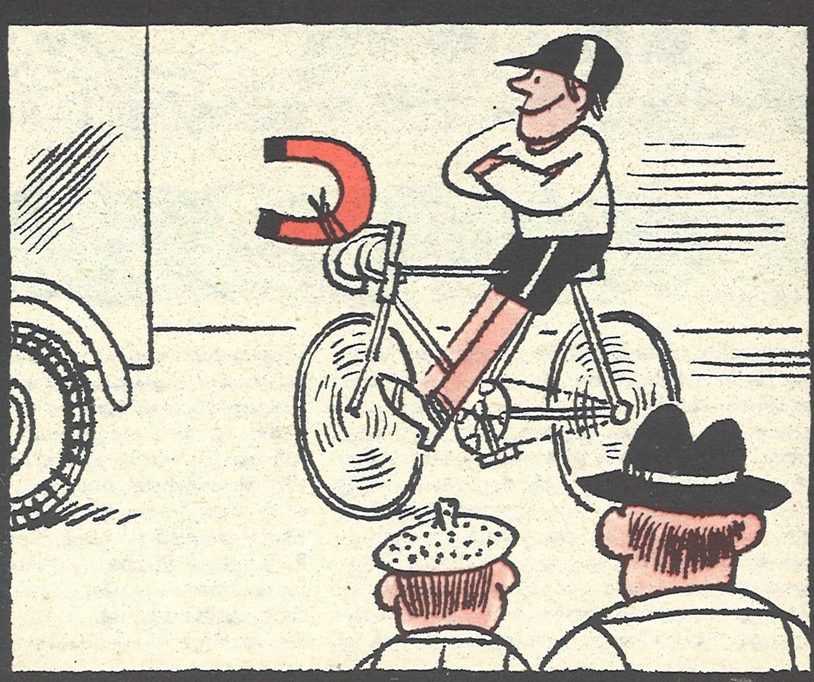
Grund sollte daher geprüft werden, ob nicht auch Möglichkeiten zur Sammlung von Lindenblüten durch euch bestehen. Gesammelt werden die ganzen Blüten mit Stiel und „Fähnchen". Da diese Blütendroge sehr locker aufgebaut ist, bereitet auch deren Trocknung keine Schwierigkeiten. Das Sammelgut wird in lockerer Schicht – bis 5 cm – an einem schattigen Platz auf Holzunterlage, Packpapier oder gespannte Leinewand ausgebreitet. Wenn die Blüten sich brechen lassen oder zu rascheln beginnen, ist der Trocknungsprozeß beendet. In diesem Jahr werden von allen Drogenaufkaufstellen der pharmazeutischen Industrie pro Kilogramm trockene Lindenblüten 36,50 Mark gezahlt – eine lohnende Sache also! Die Adresse der zuständigen Erfassungsstelle verrät die nächste Apotheke. Man kann aber auch das Trockengut per Post an den VEB Pharmazeutisches Werk Halle, 5403 Greußen, Robert-Koch-Straße 26, schicken. Das verauslagte Porto wird dann mit der Geldüberweisung zurückerstattet.

Ein wichtiger Hinweis: Zum Pflücken der Blüten nicht auf die Bäume klettern – Unfallgefahr! In vielen Gemeinden werden über die Schulleitung Lindenblüten-Sammelaktionen durchgeführt. Die Freiwillige Feuerwehr sägt an diesem Tag fingerstarke Äste aus der Baumkrone. Anschließend kann ein gefahrloses Abpflücken der Blüten am Boden erfolgen.

Text: Jörg Feichtinger
Zeichnungen: Karl Fischer, Jutta Mirtschin

EISENWAREN

Magnet.
von Horst Schrade
WITZE

Angler-
spiel

Magnete




SCHÄTZE MAL!

Zweihunderttausend Wohnungsbauer in unserer Republik legen für ihre Arbeit die Hand ins Feuer und sind mächtig stolz auf das, was sie in den vergangenen Jahren geleistet haben und täglich leisten. Von 1976 bis 1980 konnten 2,4 Millionen Bürger der DDR in 560 000 neu gebaute oder in eine der 250 000 modernisierten Wohnungen einziehen. Zwei Drittel der Neubauwohnungen wurde an Arbeiterfamilien vergeben, in jede zehnte Wohnung zog eine kinderreiche Familie, jede fünfte wurde an junge Eheleute übergeben. Heute lebt in der DDR jeder vierte Bürger in einer Wohnung, die in den vergangenen zehn Jahren neu gebaut oder modernisiert worden ist. Sechshundertfünfzig Stunden dauert es im Durchschnitt, bis eine Wohnung fertig ist. Vor vielen Jahren, als Gebäudewände noch aus kleinen Ziegeln Stein für Stein gemauert werden mußten, brauchten die Bauleute die dreifache Zeit.

Immerhin bauten sie 1980 mehr als doppelt so viele Wohnungen wie 1971. Das war natürlich nur möglich, weil auch die Bauarbeiter vieles dazu gelernt haben. Sie entwickelten Maschinen, die ihnen zeitraubende, körperlich schwere Arbeit abnehmen. Mit solchen Maschinen werden z. B. große Fertigteile aus Beton, einem wichtigen Baustoff, hergestellt, die dann auf den Baustellen zu Wohnungen, Dächern, Gebäuden zusammengefügt werden. Bestimmt habt ihr schon die weithin sichtbaren Krane beobachten können, die sich auf Wohnungsbaustellen mit diesen zentnerschweren Lasten drehen. Die Fertigteile werden in Plattenwerken des Wohnungsbaus produziert. Fünfzig Werke dieser Art gibt es bereits in der DDR. 17 500 Menschen arbeiten in ihnen.

Sind die schweren Platten montiert und hat das Gebäude äußerlich seine Gestalt angenommen, ist die Arbeit längst noch nicht beendet. Ihr wollt in euren Wohnungen kochen, braten, waschen, baden und vieles mehr tun, was zum täglichen Leben gehört. Dafür schaffen Elektriker, Klempner, Tischler, Heizungsinstallateure, Fußbodenleger und andere Fachleute die notwendigen Voraussetzungen. In einer einzigen Wohnung stecken durchschnittlich 118 m Elektroleitungen, 1,5 Tonnen Stahl, 85 Quadratmeter Glas, 7 Türen und Hunderte weiterer Materialien vom Schalter bis zu Fußbodenbelägen, Nägeln und Tapeten.

Vieles wird auch für euch in unserer Gesellschaft getan. In den Jahren von 1981 bis 1985 entstehen 120 000 Kindergartenplätze, 50 000 bis 60 000 Kinderkrippenplätze, 13 200 bis 13 500 Unterrichtsräume für die Schulkinder und 750 Schulsporthallen. Schon heute wird jeder dritte Schüler in einer neuen Schule unterrichtet, die nach 1971 gebaut worden ist. Auch das verdanken wir den fleißigen Händen der Bauarbeiter.

Die neugebauten Wohnungen und die gesamten Gebäude müssen regelmäßig in Ordnung gebracht werden. Dafür sorgen die Bauarbeiter. Sie achten darauf, daß Dächer und Wände wasserdicht sind, euch kein Dachziegel auf den Kopf fallen kann und graue, durch Wind und Wetter gealterte Fassaden wieder ein schmuckes Aussehen erhalten.

All das kostet unserem Staat viel Geld. Seit Bestehen der Deutschen Demokratischen Republik wurden für die Erhaltung und Modernisierung von Wohngebäuden Mittel im Umfang von 50 Milliarden Mark aufgewandt. Eine Zahl mit neun Nullen – unvorstellbar! Ihr seht, die Bauarbeiter der Republik tragen große Verantwortung dafür, damit es sich in unseren Wohnungen gut leben läßt. Und sie nehmen diese hohe Verantwortung auch gerne wahr.

Dieter Knabe

Zeichnungen: Jürgen Schumacher/Horst Schrade

Entscheide dich bei jeder Frage für eine Antwort. Reihe die Buchstaben aneinander. So erhältst du, falls alles richtig geschätzt wurde, ein Lösungswort, das zum Begriff für die Sozialpolitik der SED wurde. Schreibe die Lösung auf eine Postkarte und schicke diese bis 30. Juni 1982 an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. 12 mal 12 Preise warten auf ihre Gewinner!

1. Wieviel Wohnungen wurden im vergangenen Jahr in der Republik neu gebaut?
   W 125 500
   A 97 300
   C 183 800
2. Wieviel Wohnungen werden im gegenwärtigen Fünfjahrplanzeitraum von 1981 bis 1985 neu errichtet?
   R 300 000
   P 800 000
   O 600 000
3. Wieviel Wohnungen werden von 1981 bis 1985 modernisiert?
   S 260 000
   H 340 000
   P 540 000
4. Wie hoch ist die Anzahl der Wohnungen, die von 1981 bis 1985 instand gesetzt werden?
   A 2,4 Millionen
   N 1,3 Millionen
   C 0,7 Millionen
5. Wieviel Eigenheime werden im Fünfjahrplanzeitraum gebaut?
   U 65 000
   R 40 000
   T 20 000
6. Bis wann soll in der DDR die Wohnungsfrage als soziales Problem gelöst werden?
   B 1985
   O 1995
   N 1990
7. In welchen Bezirken wird sich der Wohnungsbau überdurchschnittlich entwickeln?
   G Berlin, Karl-Marx-Stadt, Leipzig, Dresden und Halle
   D Potsdam, Frankfurt (Oder), Cottbus und Magdeburg
   E Rostock, Schwerin, Neubrandenburg, Suhl und Gera
8. Wie heißt der Minister für Bauwesen der DDR?
   F Günter Kleiber
   S Wolfgang Junker
   G Kurt Singhuber
9. Wieviel Wohnungsbaukombinate gibt es?
   B 17
   H 13
   J 19
10. Wieviel Schulsporthallen sind bis 1985 zu errichten?
   K 540
   L 900
   A 750
11. Wieviel Bauschaffende sind für den Komplexen Wohnungsbau tätig?
   M über 300 000
   U über 200 000
   N über 500 000
12. Wieviel Wohnungen gibt es eigentlich insgesamt gegenwärtig in der DDR?
   P 6,7 Millionen
   O 5,8 Millionen
   T 7,4 Millionen
13. Der überwiegende Teil unserer Neubauwohnungen besteht aus vorgefertigten Bauteilen, die in Plattenwerken produziert werden. Für wieviel Wohnungen können im Jahr Betonfertigteile hergestellt werden?
   V 80 000
   R 100 000
   W 120 000
14. Wieviel Geld muß durchschnittlich vom Staat zur Verfügung gestellt werden, um eine Wohnung zu modernisieren?
   O 16 500,– Mark
   X 7 000,– Mark
   Z 30 000,– Mark
15. In welchem Umfang soll bis 1985 der Bauaufwand vermindert werden?
   C 10 Prozent
   D 40 Prozent
   G 15 Prozent
16. Wieviel Roboter und Handhabetechniken wollen die Bauschaffenden bis 1985 einsetzen?
   E 1 500
   R 2 000
   F 1 800
17. Bei allen Bauvorhaben werden Baumaterialien verwendet. Wieviel Rohstoffe fördert die Baumaterialienindustrie der DDR im Jahr?
   A 150 Millionen Tonnen
   H 80 Millionen Tonnen
   K 30 Millionen Tonnen
18. Wie hoch ist die Anzahl der Jugendbrigaden, die insgesamt im Bauwesen tätig sind?
   L 8 000
   M 6 000
   N 3 000
19. Wieviel FDJ-Studenten unterstützen während ihrer Sommerferien im Rahmen der FDJ-Initiative das Berliner Bauwesen?
   M 10 000
   P 300 000
   T 2 000

DIE HIMMELSSTÜRMER

Der englische Fabrikant James Parkis, Besitzer einer bekannten Tuchfabrik in London, las an einem Morgen im März des Jahres 1871 die Berichte von der Börse. Sie zeigten unter anderem an, welchen Wert die in seiner Fabrik hergestellten Tuche besaßen. Parkis konnte zufrieden sein, seine Gewinne stiegen stetig an.

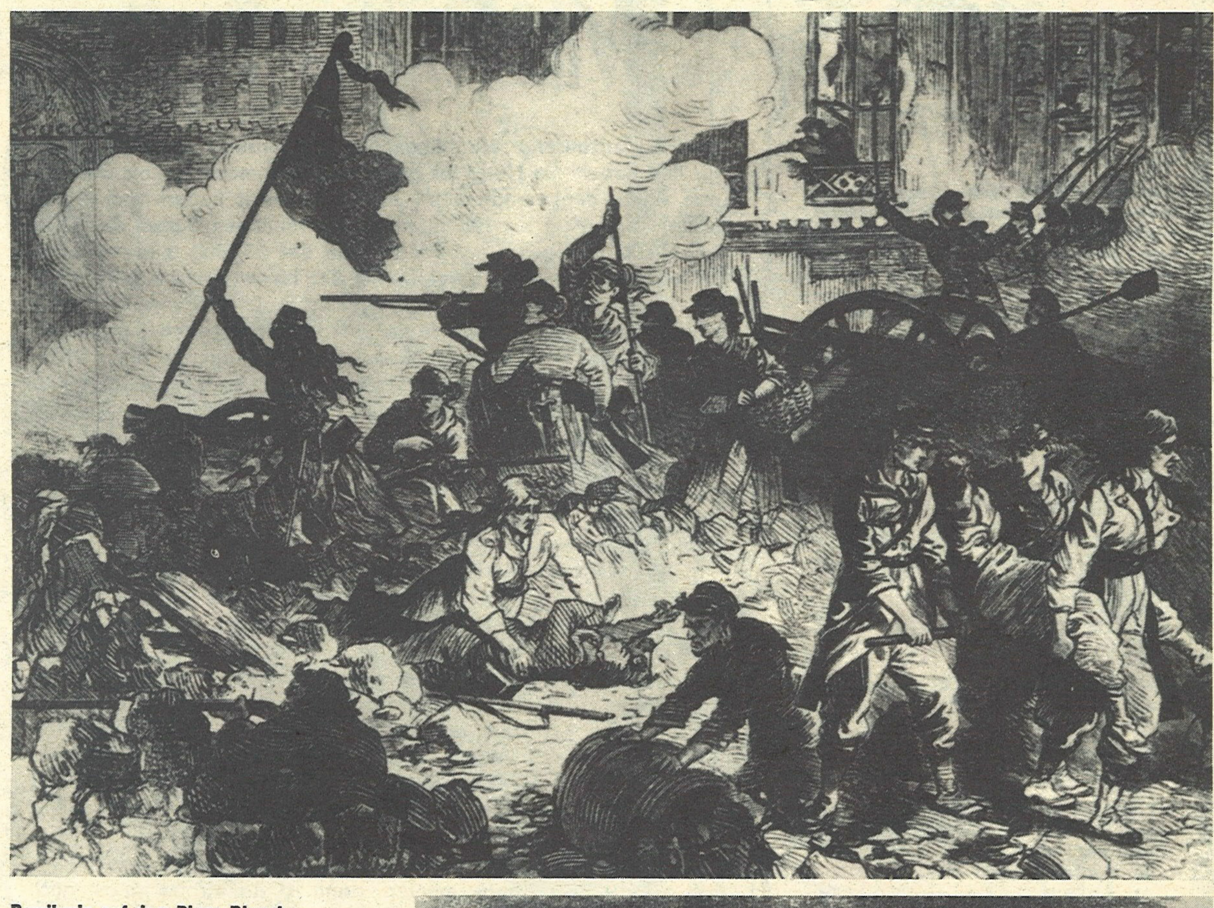
Als er dann die Seite mit den außenpolitischen Nachrichten aufschlug und zu lesen begann, verdüsterten sich plötzlich seine Gesichtszüge. Wortlos verließ er das Zimmer.

John Parkis, der künftige Erbe der Fabrik, hob die auf den Boden gefallene Zeitung auf und sah, was den sonst so ruhigen Vater erregt hatte. Mit großen Buchstaben stand in der Zeitung: „Revolution in Paris".

Die Bevölkerung von Paris hatte am 18. März 1871 die Regierung verjagt, die rote Fahne auf dem Rathaus gehißt und war unter dem Ruf „Es lebe die Kommune" durch die Straßen marschiert.

Ebenso wie James Parkis wurden in vielen Ländern der Erde in diesen Märztagen die Besitzenden in Unruhe versetzt. Nach zwei Monaten schien ihre Welt wieder in Ordnung zu sein. Parkis konnte in Ruhe seinen Geschäften nachgehen. Aber irgendetwas stimmte nicht mehr. Des öfteren fanden Streiks statt, und er hörte noch Jahre später manchmal seine Arbeiter über die schlechten Lebensbedingungen der aus Frankreich nach London geflüchteten Kommunarden sprechen. Froh war er jedoch, daß am 28. Mai 1871 „der ganze Spuk", wie er die Revolution in Paris nannte, vorbei war. Nach tagelangen erbitterten Straßenkämpfen waren an diesem Tag die letzten auf einem Friedhof in Paris verschanzten 147 Revolutionäre, genannt Kommunarden, von französischen Soldaten an der Friedhofsmauer zusammengetrieben, erschossen und an Ort und Stelle verscharrt worden. Grausam wüteten die Soldaten in Paris. 30 000 Menschen wurden getötet, 60 000 in die Kerker geworfen oder in Strafkolonien zur Zwangsarbeit verschickt. Durch das dort vorhandene ungesunde Klima, die schlechte Ernährung und die vom Morgengrauen bis zum Abend dauernde harte Arbeit verstarben viele Menschen.

Die Teilnehmer der Revolution, der



Barrikade auf dem Place Blanche, die von Frauen verteidigt wurde



Letzte Verteidigungsstellung auf dem Friedhof Pére Lachaise

Franzose Prosper Olivier Lissagary, der den Soldaten ebenso wie viele andere nach Großbritannien entkommen konnte, beschrieb in seinem weltberühmt gewordenen Buch „Die Geschichte der Kommune von 1871" den Opfermut der Freiheitskämpfer während der letzten Stunden des erbitterten Straßenkampfes wie folgt: „Die Sonne blieb verdunkelt. Die fünftägige Kanonade hat den Regen herbeigezogen, der gewöhnlich große Schlachten begleitet. Das Kleingewehrfeuer hat seinen abgerissenen Ton verloren und ist in ein dumpfes Rollen übergegangen. Die Leute können, ermüdet und bis auf die Knochen durchnäßt, kaum den Punkt erkennen, von dem der Angriff ausgeht... In den Häusern verschanzt, lassen sie sich töten, aber sie weichen nicht... In diesen Trümmerhaufen, unter diesen brennenden Balken feuern noch Leute die Kanone ab und stecken noch zwanzig Mal die rote Fahne auf, die zwanzig Mal in den Grund geschossen wird."

So der Augenzeuge über die letzte

VON PARIS

Phase der Revolution. Was jedoch hatte zu dieser bedeutenden proletarischen Revolution geführt, die noch heute in den Herzen der fortschrittlichen Menschen lebt? Laßt uns ein wenig in einem Geschichtsbuch blättern. Im Jahre 1870 begann der deutsch-französische Krieg, in dessen Verlauf die deutschen Truppen zunächst rasch die französische Armee besiegen konnten. Erst nach der Absetzung des französischen Kaisers Napoleon III. und der Ausrufung einer Republik wurde der Widerstand heftiger. In kurzer Zeit wurden vier große französische Armeen von etwa 600 000 Mann gebildet. Den besser ausgerüsteten und ausgebildeten deutschen Truppen gelang es trotzdem, große Teile Frankreichs zu besetzen und Paris zu belagern. Bei der Verteidigung von Paris hatten sich die Pariser Arbeiter, obwohl schlecht bewaffnet und wenig erfahren im militärischen Kampf, hervorragend geschlagen. Mit ihnen verbündeten sich Handwerker, Händler und Angestellte. Ganz anders verhielt sich das französische Bürgertum. Es paktierte mit den deutschen Eroberern, weil es das bewaffnete Volk fürchtete und versuchte, die tapferen Verteidiger Frankreichs zu entwaffnen. In der Nacht zum 18. März 1871 versuchten französische Soldaten im Auftrag der Regierung, Geschütze der Arbeiter zu stehlen. Der Plan mißlang, die Soldaten wurden verjagt, ein Teil von ihnen ging auf die Seite der Revolutionäre über. Hals über Kopf floh die Regierung nach Versailles. Paris befand sich nun in den Händen des Volkes, und erstmals in der Geschichte der Menschheit wurde eine Regierung der Werktätigen gebildet. Der alte bürgerliche Staatsapparat wurde zerschlagen. Die bürgerlichen Beamten hatten mit allen Mitteln versucht, die neue Ordnung zu stören, sei es durch Vernichtung wichtiger Pläne und Arbeitsunterlagen oder durch Hinauszögern bis Verhindern wichtiger neuer Gesetze für das Volk. Die Kommunarden lösten das reaktionäre Heer auf, bewaffneten das Volk, enteigneten die geflohenen Kapitalisten, führten den Achtstundentag ein und eine bessere Entlohnung für die Werktätigen. Doch sie begingen einen großen Fehler, indem sie die Bank von Frankreich nicht enteigneten. Mit diesem Geld hätten sie die dringend benötigten Waffen, Munition und Lebensmittel kaufen können. Es fehlte auch eine Zusammenarbeit mit den Menschen in den anderen Teilen Frankreichs. Es zeigte sich, daß nur eine revolutionäre Arbeiterpartei mit einem festen Programm diese Fehler hätte verhindern können und in der Lage ist, einer proletarischen Revolution zum Sieg zu verhelfen.

Anfang April 1871 begann der Angriff der konterrevolutionären französischen Truppen auf Paris, welcher nach zwei Monaten mit der Zerschlagung der Pariser Kommune endete. In dieser Zeit schlossen die deutschen Truppen große Teile der Stadt von der Außenwelt ab. Die Welt hielt in diesen Monaten den Atem an. Die Besitzenden wünschten eine baldige Zerschlagung der Pariser Kommune, die fortschrittlichen Menschen hofften auf den Sieg der französischen Arbeiter, denn das Aufbegehren der französischen Arbeiter gegen Unterdrückung weckte bei den Ausgebeuteten in der ganzen Welt die Zuversicht, daß es möglich ist, die Unterdrücker zu verjagen und eine gerechte Ordnung zu errichten.

In vielen europäischen Städten und in den USA fanden Solidaritätsveranstaltungen statt. Auch Karl Marx und Friedrich Engels, die in London im Exil leben mußten, standen von Anbeginn der Revolution auf seiten der Kommunarden. Sie sprachen auf Versammlungen über die Bedeutung der Revolution, berichteten in Zeitungen darüber und widerlegten die Verleumdungen der bürgerlichen Presse. Karl Marx setzte mit seiner in mehreren Sprachen erschienenen Broschüre „Der Bürgerkrieg in Frankreich" den tapferen Arbeitern von Paris ein bleibendes Denkmal. Friedrich Engels organisierte aufopferungsvoll die Unterstützung der nach London entkommenen Flüchtlinge aus Paris.

Endete der Kampf der Kommunarden auch mit einer Niederlage, so bewahrheiteten sich die Voraussagen des bedeutenden deutschen Arbeiterführers August Bebel aus dem Jahre 1871, „... daß der Kampf in Paris nur ein kleines Vorpostengefecht ist, ... daß der Schlachtenruf des Pariser Proletariats: ‚Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Tod der Not und dem Müßiggang!' der Schlachtruf des gesamten europäischen Proletariats werden wird".

Fotos: Dietz Verlag

Jörg Armer



Ein Schaf steht bis zum Bauch im Futter. Trotzdem blökt es. Kommt die Katze vorbei: „Was krakeelst du? Hast du nicht Klee genug?"
Darauf das Schaf: „Möglich, daß mein Blöken dem Bauern auf die Nerven geht und er noch etwas Besseres bringt."



„Scheußlich das IA deines Vetters", sagt die Katze zum Pferd. „Woher hat der Esel das nur?"
Antwortet das Pferd: „Er hat einst in einer Mühle rackern müssen und immer, wenn er ausruhen wollte, ließ der Müller den Knüppel tanzen und schrie: ‚Gib zu, daß du faul bist, gib zu, daß du faul bist...' Statt sich gegen seinen Herrn zu wehren, hat mein Vetter nur jajaja geschrien."
„Verstehe", sagt die Katze, „ein dauerndes Ja klingt am Ende wie IA."



Katze und Igel treffen sich am Freßnapf, stürzen sich auf die Milch.
Schimpft die Katze: „Scher dich weg, Igel, du stichst mich!"
Darauf der Igel: „Du stichst dich!"

Texte: Werner Lindemann Zeichnungen: Monika Schumacher

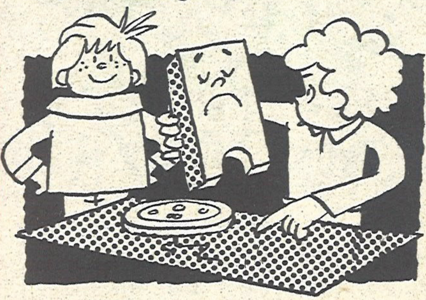
MAXITRICKS MIT MINIMAGNETEN

EINE TÜTE-LEKTION FÜR MAGNET-ERFINDER

Achtung, Leute! Hallo, Fans! Hier spricht Tüte, Inhaber des „Frösi"-Lehrstuhls für vergriente Erfinder. Magnifizenz Magnetikus, sozusagen. Danke für die Blumen. Setzen bitte. Und Beifall für meinen Assistenten Mäxchen, der mir bei unserer Lektion hilfreich in die Seite treten wird. Aua!
Was braucht der gewitzte Leser für diese Trainingsrunde? Jawohlja, zwei klitzekleine Minimagneten. Die pulen wir uns jetzt aus dem Heftumschlag. Und schon geht's los:

1. Versuch

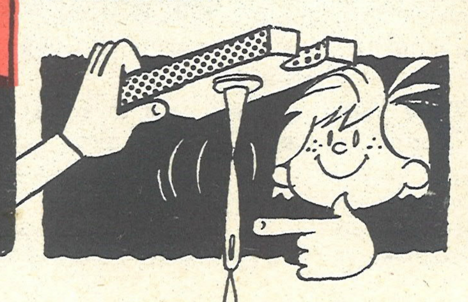
Wir packen einen lütten Nagel (Eisen), drei Nähnadeln (Stahl) und einen alten Hosenknopf (Kunststoff) auf den Tisch und führen langsam mit messerscharfem Forscherblick einen der Minimagneten heran. Was passiert? Nagel und Nadeln werden angezogen. Der dumme Knopf bleibt liegen.



Erfinder aufgelauscht: Bestimmte Stoffe (z. B. Eisen und Stahl) wirken also auf Magneten ungeheuer anziehend. Andere Stoffe (z. B. Kunststoff, Glas, Holz, Buntmetalle) läßt der Magnet hochnäsig links liegen.

2. Versuch

Wir hängen den Nagel an einen der Minimagneten, an den Nagel eine Nadel, daran noch eine zweite. Was erblicken unsere erstaunten Pupillen? Alles bleibt kleben!



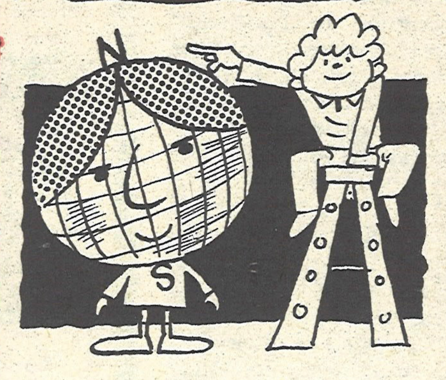
Erfinder aufgelauscht: Solange bestimmte Körper an einem Magneten baumeln, strömt dessen Kraft auf sie über. Sie plumpsen nicht herunter. (Wenn mein Körper irgendwo hängt, an der Sprossenwand z. B., passiert immer das Gegenteil. Kleiner Scherz am Rande.)

3. Versuch

Wir stiebitzen noch ein paar Nadeln aus Mutters Nähkramkiste, bauen abermals die Nadelkette des 2. Versuches und hängen vorsichtig immer mehr Nadeln unten an. Bums vallera! Irgendwann ist Feierabend. Dann hält nichts mehr.

Erfinder aufgelauscht: Die Kraftübertragung ist nicht endlos. Sie nimmt mit der Länge der Übertragungsstrecke ab wie Mäxchens Puste beim Hundertmeterlauf.

4. Versuch

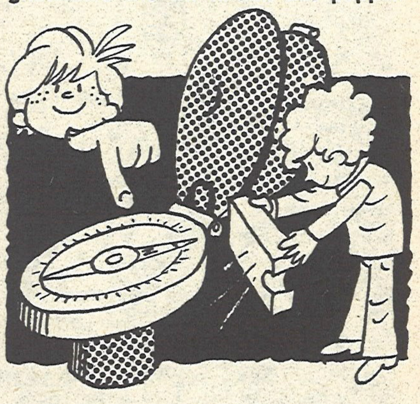


Jeder Magnet hat zwei Pole, haar-genauso wie unsere alte Mutter Erde: einen Nord- und einen Südpol. Wer in Physik nicht gerade die Masern hatte, der weiß das. Legt einen Minimagneten flach auf den Tisch. Führt den zweiten (flach) von oben heran. Was macht der untere? Reißt er aus oder springt er heran? Dreht den Tischmagneten um und wiederholt den Versuch. Was merken wir alten Merker dabei?

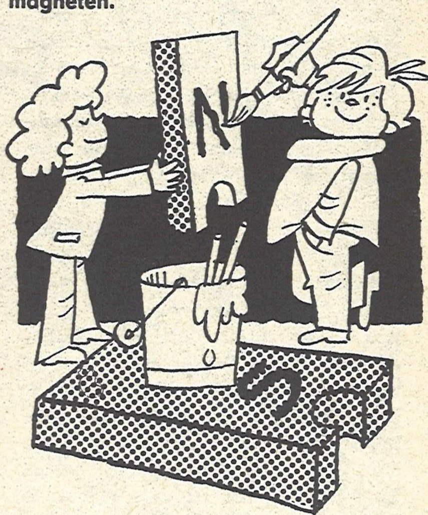
Erfinder aufgelauscht: Wir erinnern uns an fast verschwitztes Wissen. Gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an.

5. Versuch

Wo stecken nun aber bei unsern Minimagneten Nord- und Südpol? Siehste Mäxchen, weißte nicht! Trainierte Magnetiküsse wie wir finden das puppen-



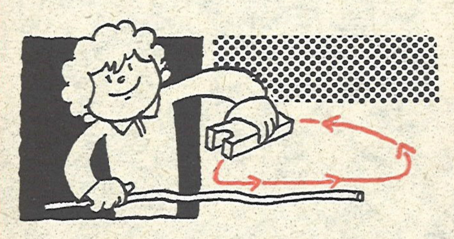
leicht. Mit einem Kompaß! Da steht nämlich an der Magnetnadel dran, wo ihr Nordpol sitzt. So lassen wir Schlauberger die Nadel einspielen und führen dann einfach einen Minimagneten mit der Breitseite an die Nadelnordspitze heran. Reißt sie aus, steckt an dieser Breitseite der Nordpol. Entsinnt euch: gleichnamige Pole stoßen sich ab. Wird die Kompaßnadel angezogen, haben wir den Südpol des Minimagneten entdeckt. Geheimtip: Ganz Pfiffige kennzeichnen jetzt die Polseiten beider Minimagneten.



Erfinder aufgelauscht: Was lehrt uns Nummer fünf? Mit einem Kompaß lassen sich Nord- und Südpol jedes Magneten bestimmen.

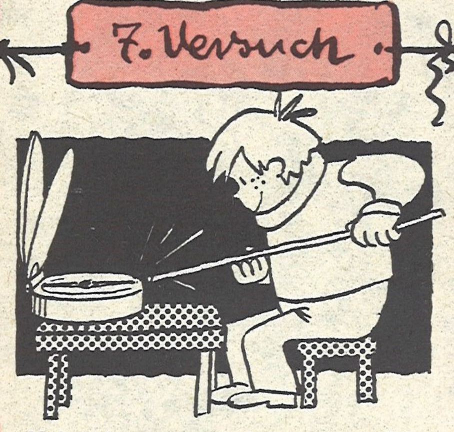
6. Versuch

Biegt eine Büroklammer (Eisendraht) gerade. Kneift ein etwa sechs Zentimeter langes Stück ab. Überzeugt euch davon, daß es unmagnetisch ist, also keine Eisenteilchen anzieht. Bestreicht dieses Drahtstück von der Mitte aus nach rechts zehnmal mit der Nordpolseite eines Minimagneten, nach links zehnmal mit seiner Südpolseite. Hokuspokus fidibus! Jetzt ist der Draht plötzlich auch magnetisch. Glaubste nicht? Bitte probieren!

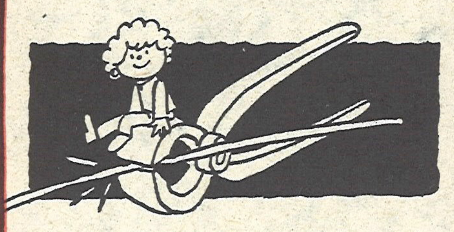


Erfinder aufgelauscht: Durch Bestreichen mit einem Magneten läßt sich seine Magnetkraft auf andere Eisenteile übertragen.

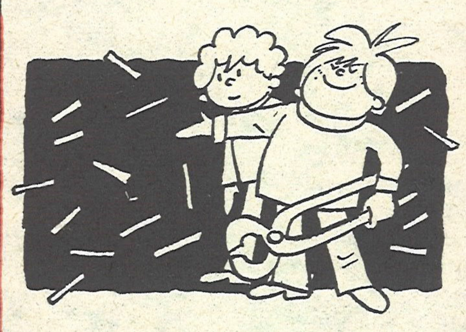
7. Versuch



Haltet den magnetisch gemachten Büroklammerdraht mit seinen Enden an den Nordpol der Kompaßnadel. Was geschieht? Die Nadel wird angezogen oder abgestoßen. Das beweist: Auch unser Draht hat jetzt an seinen Enden einen Nord- und einen Südpol. Wie ein Stabmagnet. Wieder eine Entdeckung. Gut wegpacken.



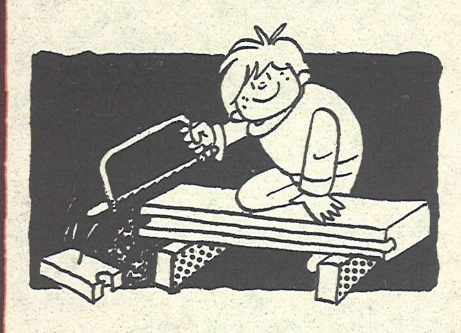
Kneift jetzt den Draht in der Mitte durch. Was nun? Haben wir damit Nord- und Südpol voneinander getrennt? Denkste, Herzchen! Auch jedes der beiden Drahtstücken hat an seinen Enden wieder Nord- und Südpole. Prüft auch das an der Kompaßnadel nach. Und das Ulkige ist: Wenn wir dieses Spielchen noch bis Pflaumenpfingsten weitermachen und den Draht immer wieder zerschnippeln, hätte selbst der fipsigste Drahtfummel an den Enden seinen Nord- und Südpol. So hartnäckig sind diese Biester.



Erfinder aufgelauscht: Jetzt wissen wir, daß Nord- und Südpol eines Magneten so unzertrennlich sind wie Opas alte Latschen. Wo der eine hinschiebt, schlurft der andere hinterher.

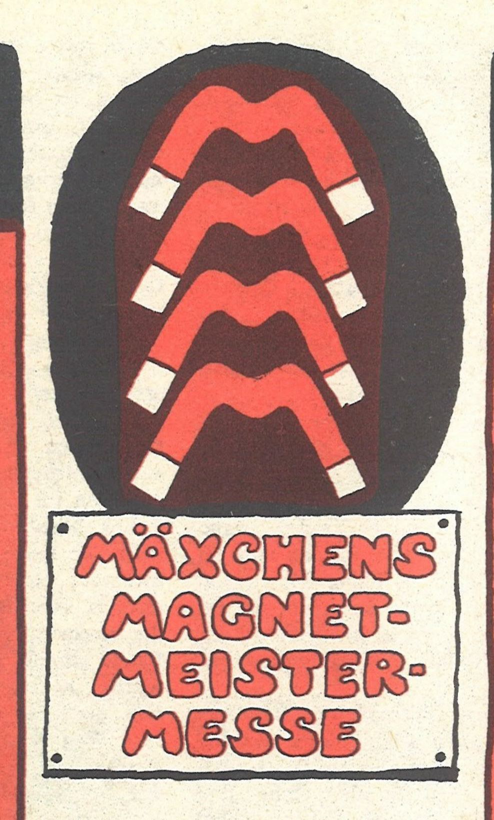


Noch etwas will ich verraten. Aber nicht weitersagen. Auch unsere Minimagneten sind lauter solche fipsigen Fummel, sind nichts weiter als winzige Scheiben einer langen viereckigen Magnetwurst.



Hab ich klammheimlich abgesäbelt, ritschratsch, lauter Teile von einem Stabmagneten, der an den Enden natürlich auch seinen Nord- und Südpol hatte. Deshalb stecken bei den Minimagneten die Pole auch nicht da, wo bei der Wurstscheibe die Pelle wäre, an der Schmalseite, sondern an den Schnittflächen. Logisch, nicht?

Und damit liebe FRÖSI-Freunde wollen wir unsere Lektion abschließen. Ein paar Grundbegriffe des Magnetismus waren das, ein paar Rosinen aus dem großen Magnetkuchen, den ihr nun vernaschen könnt. Weiterprobieren, weiterforschen, weiterknobeln, weiterdenken, weitererfinden! Wir warten auf eure Ergebnisse. Lest Mäxchens Aufruf zur MMM! Viel Erfolg wünscht euch euer Tüte.



MÄXCHENS MAGNET-MEISTER-MESSE

Ideen zu neuen Magnetexperimenten und Erfindungen fallen nicht vom Himmel! Sie entstehen im Kopf! Denk nach, knoble, überlege, frage und diskutiere zu Hause oder in der Pioniergruppe.

„FRÖSI" FRAGT DICH:

Wie können MAGNETE nützlich sein?

Fällt dir eine praktische Anwendung der Magnetkraft ein?

Vieles ist noch zu entdecken! Probiere dich!

Deinen Vorschlag oder deine Zeichnung erwarten Mäxchen und Tüte auf einer Postkarte bis zum 30. Juni 1982.

„Frösi"-Magnet-Meister erhalten Magnet-Meister-Messe-Patentschriften und Preise. Die Adresse von Mäxchen und Tüte:

Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Denke daran: Stündlich werden in der Welt 15 bis 20 Erfindungen gemacht! Diesmal kannst du dazu gehören!

Zeichnungen: Richard Hambach

ANDREJ SACHAROW

DER ... AUF DEM

Die Bande von Chadshi Guljam ging in die Berge. Die Aufrührer liefen, ohne sich umzusehen: sie waren überzeugt, daß das Dorf nach ihrem Überfall nicht so bald zu sich kommen würde und sie sich nicht zu fürchten brauchten. Bis die Volksmacht in Gordes Nachricht von einem neuen Überfall Chadshi Guljams erhalten würde, das dauerte eine Ewigkeit, da waren sie schon längst in ihr Versteck in den Bergen zurückgekehrt.

Guljam war viele Jahre lang der Herrscher in diesen Gebieten – der Gutsbesitzer, der Sahib gewesen. Alles ringsumher war sein Land, waren seine Herden, seine Berge. Allah wollte es, daß alles in diesem Gebiet so blieb, wie es von alters her war. So hieß es im Koran, so sagte es beim Gebet der hiesige Mullah den rechtgläubigen Muselmanen.

Die grünen Turbane der Banditen verschwanden schon hinter den hohen Felsen, aber Chadshi Guljam beeilte sich nicht. Er blieb stehen und blickte hinunter ins Tal. In Kabul hatte die Volksmacht gesiegt. Sie nahm den Reichen die Fabriken und Betriebe weg, sie nahm auch den Gutsbesitzern das Land weg und gab es den Bauern. So etwas konnte man dort in Kabul machen, aber nicht hier in Puschtunistan, in der Provinz Paktija, in dem Gebiet, wo er, Chadshi Guljam, der Herr war und bleiben wird. Mögen die Bauern die Stunde verfluchen, in der diese April-Revolution stattfand.

Die Bauern hatten Angst vor ihm. Sie wußten, daß es nur wenige Soldaten der Volksmacht in dieser Gegend gab. Die meisten Armee-Einheiten der jungen Republik bewachten die afghanisch-pakistanische Grenze, über die Tag und Nacht bewaffnete Banden nach Afghanistan eindrangen, die von ausländischen Geheimdiensten angeworben und ausgebildet worden waren.

Chadshi Guljam erschien immer unerwartet. Seine Grausamkeit kannte keine Grenzen.

Izchak, der Enkel des alten Barat, blickte tränenüberströmt durch ein kleines Loch im Zaun zu der Seite des hohen Felsens, wo die Straße steil nach oben stieg und aus einem schmalen Band zu einem steinigen Karawanenweg wurde. Er beobachtete, wie die Mörder gerade hinter den Felsen verschwanden. Da entschloß sich Izchak. Er rannte ins Haus, ergriff das alte Fahrrad, das ihm der Großvater geschenkt hatte und fuhr hinter die Lehmmauer. Schon lange hatte Izchak auf diese Minute gewartet, vielleicht ein ganzes Jahr, von dem Moment an, als die April-Revolution begonnen hatte und die Familie Barat Gutsbesitzerland bekam. An diesem Tag waren sie zu ihrem Stückchen Land gegangen. Dieser graue, fast aschgraue Boden, der bekannte blaue Himmel und die braunen Berge ringsum erschienen ihnen auf einmal völlig anders. Izchak lief fröhlich umher und sprang über das hügelige Feld. Man konnte es sich gar nicht vorstellen – sie brauchten Chadshi Guljam nicht mehr die Hälfte der Ernte zu bringen.

Einige Tage später beging die Bande von Chadshi Guljam den ersten Überfall. An diesem Tag sah Izchak mit fest zusammengepreßten Lippen und vor Zorn zusammengekniffenen Augen zu, wie die Banditen im Dorf hausten.

Izchak blickte noch einmal in Richtung der Berge. Dort bewegte sich nichts... Heute waren sie schon mittags verschwunden. Wenn man die Nachricht vom Auftauchen der Bande schnell nach Gordes bringen würde, konnte man Chadshi Guljam noch einholen. Izchak kannte den Weg zu seinem Unterschlupf Taschaipur gut. Dort, in der Tiefe der Berge, an fast unzugänglicher Stelle, stand die steinerne Jagdhütte des Sahib. Zu dem Unterschlupf konnte man nur zu Fuß gehen, indem man seitlich vom Karawanenweg abbog und dann weiter zwischen den Felsen bis zu einem kleinen Plateau ging, das mit Felsgestein bedeckt war.

Izchak hatte schon nach dem ersten Überfall der Bande beschlossen, daß er die Soldaten der Volksmacht zu Chadshi Guljam führen wird. Er sprach darüber mit Latif, einem jungen Mann aus ihrem Dorf, der bei einer Brigade des Jugendverbandes war und von Zeit zu Zeit ins Dorf kam. Latif und seine Freunde hatten die Landvermesser begleitet, die das Gutsbesitzerland für die Bauern aufteilten. Sie standen sich als Freunde gegenüber: ein Häuflein Bauern in alten, zerrissenen Kitteln und schmutzigen Turbanen und mit demütig gesenkten Augen und Latif mit seiner Brigade. Sie hörten zu, was Latif und danach die Landvermesser aus Gordes ihnen sagten und schwiegen.

Latif empörte sich: „Ich weiß, daß ihr sehr arm seid, weil ihr fast die ganze Ernte als Pacht an Chadshi Guljam geben mußtet. Jetzt wird man euch Land geben – etwa 6 Dsharib (= 3 ha). Nehmt euren Besitz, bearbeitet ihn."

Dann setzte er sich in den Jeep und fuhr weg. Zwei Tage später tötete die Bande Chadshi Guljams bei einem Überfall auf das Dorf den kleinen Bruder Latifs, den achtjährigen Hassan. Fortan traute sich kein Bauer auf das Land des Gutsherrn.

Als Latif wieder ins Dorf kam, versammelte er die Bauern und bat sie, Mut zu zeigen und das Land



KAMPF PLATEAU



Zeichnung: Karl Fischer

zu nehmen. Er sprach leise, nachdenklich und nicht so schnell wie früher. Dann nahm er eine Hacke, ging ins Tal und arbeitete ganz allein einige Stunden. Danach nahmen auch einige Bauern die Hacke in die Hand. Es war April. Wenn man jetzt nicht säte, war es zu spät. Aber wieder kamen die Banditen. Sie zerbrachen die Hacken, Harken und Spaten der Bauern und drohten, daß beim nächsten Mal eine strengere Bestrafung erfolge.

Schließlich kam der Tag, an dem der alte Barat sagte: „Ich bin alt, ich fürchte nichts. Ich war der zuverlässigste Pächter des Herrn. Jetzt habe ich Land bekommen und muß es bearbeiten. Jeder sonnige Tag trocknet den Boden aus und vernichtet die zukünftige Ernte. Gehen wir, Izchak!"

An diesem Morgen gingen sie allein mit Hacken aufs Feld und mußten den Boden Meter für Meter lockern. Dieser war sehr trocken und stellenweise schon mit Staub bedeckt. Barat nickte nur mit dem Kopf, rieb sich den schmerzenden Rücken und arbeitete weiter mit der Hacke. Hin und wieder hielt er an und wischte sich mit einem Zipfel des Kittels den Schweiß von der Stirn. „Großvater, ruh dich aus", sagte Izchak zu ihm. „Nein, nein, Izchak, ruhe du dich aus. Ich erhole mich, wenn wir säen. Ach, wo ist bloß dein Vater?" Izchaks Vater kämpfte schon das zweite Jahr gegen die Banditen und sah den Sohn selten. Nach wenigen Tagen hatten Barat und Izchak schon fast das ganze Stück gelockert. Da kam Chadshi Guljam. Zwei Aufrührer mit Maschinenpistolen pflanzten sich neben der Tür des alten Barat auf. Zwei weitere standen hinter Chadshi Guljams Rücken, und der zischte zynisch: „Es ist schlecht, was du getan hast, sehr schlecht, Barat! Du hast dir mein Land gegen Allahs Willen angeeignet."

„Ach, Herr, ich bin ein Bauer und ich liebe den Boden, ich liebe die Arbeit, und ich möchte ..." Der alte Barat sprach nicht weiter. Chadshi Guljam gab den Banditen ein Zeichen. Izchak mußte mit gebundenen Händen zusehen, wie der Großvater bestialisch ermordet wurde. Dann rissen die Banditen dem Jungen das Hemd von den Schultern. Ein glühender Feuerhaken hinterließ seine Male auf dem Rücken Izchaks. Noch nie war Izchak so schnell mit seinem Fahrrad gefahren. Der Rükken schmerzte von den Verbrennungen, und jede Berührung des Hemdes mit den Wunden tat furchtbar weh. Er sauste durch das Tal, vorbei an den unbearbeiteten Feldern zu dem grauen steinigen Weg. Dann war das dünne Asphaltband der Chaussee zu Ende. Izchak lief zum Stützpunkt der Brigade und stieß im Korridor auf Latif.

„Latif, sie sind gerade auf dem Weg in die Berge!" schrie der Junge. „Sie haben Großvater ermordet!" Latif telefonierte mit dem Armeestab und bat um Unterstützung.

Die Jeeps der Brigade warteten nicht auf die Armee. Die sollte nachkommen. Izchak fuhr mit Latif auf dem Rücksitz eines Wagens.

Sie erreichten das Dorf. Latifs Freunde sprangen direkt neben dem Felsen ab. Weiter in die Berge führte ein schmaler, kurvenreicher Karawanenweg.

An einer Biegung erblickte Izchak plötzlich in etwa 15 m Entfernung Männer in dunklen Kitteln, die mit Patronenstreifen zusammengehalten wurden. Eine weitere halbe Stunde verfolgten sie die Banditen, wobei sie auf Izchaks Zeichen stehenblieben oder im Laufschritt vorwärtseilten. Dann gab er mit einer heftigen Handbewegung zu verstehen, daß die Bande das Plateau erreicht hatte. Latifs Freunde rannten an ihm vorbei und schossen. Einige Banditen fielen hin, andere legten sich zwischen die Felsbrocken und antworteten mit Schüssen. Izchak sah, wie zwischen den dunklen Kitteln hinter den Steinen ein weißer Punkt auftauchte. Das war das Hemd von Chadshi Guljam.

Immer seltener hörte man die Salven der Brigadisten, sie hatten keine Patronen mehr. Da wurden die Banditen kühner und näherten sich mit kurzen Sprüngen.

Plötzlich ratterte hinter den Kämpfern des Jugendverbandes ein schweres MG, das von MPi-Feuer unterstützt wurde. Die aus Gordes eingetroffene Armee-Einheit griff in den Kampf ein.

„Da ist er! Da ist Chadshi Guljam!" schrie Izchak über das ganze Plateau. Chadshi Guljam hörte seinen Schrei und drehte sich um. Der Junge sah in die Augen des Banditen: in ihnen war nur Wut und Haß. Chadshi Guljam schleuderte Izchak eine Handgranate vor die Füße. Ein Soldat riß den Jungen in Deckung.

Als Izchak zu sich kam, war es still. Über ihm stand Latif und reichte ihm Wasser. „Jetzt ist alles in Ordnung", sagte Latif, „mit Chadshi Guljam ist es vorbei!"

Am Morgen nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus nahm Izchak den Sack mit dem Saatweizen und ging aufs Feld. Er mußte säen, so wie es der Großvater tun wollte.

Die Bauern standen verlegen neben ihren Häusern, schweigend blickten sie auf den an ihnen vorbeigehenden Izchak. Dann gingen sie langsam, einer nach dem anderen, hinter ihm her.

Übersetzung aus „Kostjor": Dagmar Regener

„Bienen OPA"

Zu Hause sind sie in Rostock und Umgebung, und ihre Bienenwagen stehen an der Touristenstation Nix des Pionierhauses Rostock. Eine nicht ganz ungefährliche Sache, so ein Besuch bei jungen Imkern! Sie züchten zwar die sanftmütige Biene vom Stamme der Carnica, nur – und das ist der summende Punkt – diese Sanftmut hat sich noch nicht bei allen Bienen herumgesprochen! Also, wir registrierten drei Bienenstiche, die sehr schmerzten.

„Bienenopa" Willi Alf, 71 Jahre alt und ungeheuer jung geblieben, lacht darüber. Ihn haben im Verlauf seines langen Imkerlebens bereits so viele Bienen gestochen, daß er deren Stiche überhaupt nicht mehr spürt. Kuriosum – durch das Bienengift ist Willi Alf gegenüber allen rheumatischen Erkrankungen völlig immun geworden. Vielleicht ein Tip für eure Oma, sich bei Rheuma mal in die Nähe eines Bienenvolkes zu begeben! Aber Bienenscherze beiseite – alle Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft haben Respekt vor ihren Bienen, davon zeugt ihre Imkerkleidung, die sie vor Stichen der Bienen schützt. Die gesamte Kleidung ist weiß, denn die Farbe weiß beruhigt die Bienen. Hingegen bei der Farbe blau sehen die Bienen rot und stechen besonders häufig! Das meint jedenfalls „Bienenopa" Willi Alf, dem es ja sowieso egal sein kann.

Die jungen Imker beschäftigen sich mit den Lebensgewohnheiten der Bienen, der Bienenhaltung und natürlich dem Gewinn von Bienenhonig, der süßen Seite der Imkerei. Und sie hätten keinen besseren „Oberimker" finden können, als eben ihren „Bienenopa"!

Der gelernte Tischler, früher auch begeisterter Segler, imkert seit vielen Jahren, und seit zehn Jahren betreut er die Rostocker Pioniere. Einige seiner ehemaligen AG-Mitglieder haben Geschmack am Bienenhonig gefunden und sind heute bereits Berufsimker. Und zum 70. Geburtstag des „Bienenopas" trafen sich alle zum Geburtstagsständchen ... Es sollen sogar einige Bienen mitgesummt haben!



Text und Fotos: Klaus-Peter Eckert



Mit dem Bienenwagen auf Wanderschaft!

Im Winter bereiten sie die Imkersaison vor, sie nageln Rähmchen, spannen Draht darauf und setzen den Bienenwagen instand.

Jeder Pionier betreut sein Bienenvolk, und im Sommer ziehen die Bienenwagen auf die Rapsfelder, in den Kohl und von dort in den Klee. Den Transport der Wagen besorgt die benachbarte LPG.

Die Bienenvölker müssen ständig kontrolliert werden, und der „Bienenopa" hält dabei für seine jungen Imker so manchen Tip und Trick bereit, denn er kennt die Bienen ja schon länger.

Willi Alf achtet darauf, daß jeder junge Imker viel über die Bienen weiß, völlig selbständig mit seinen Bienen arbeitet, die Königin kontrolliert, nachschaut, ob genug Bienenbrut da ist und ob die Bienenvölker gesund sind.

Na, und dann wird natürlich Honig geschleudert! Und da kommen einige Kilo zusammen! Allerfeinster Bienenhonig, auf den sich die Pioniere im Ferienlager Nix schon freuen. Und die jungen Imker sind auch keine Kostverächter!

Im Herbst werden die Bienenvölker mit Zuckerlösung aufgefüttert, um dann zu überwintern.

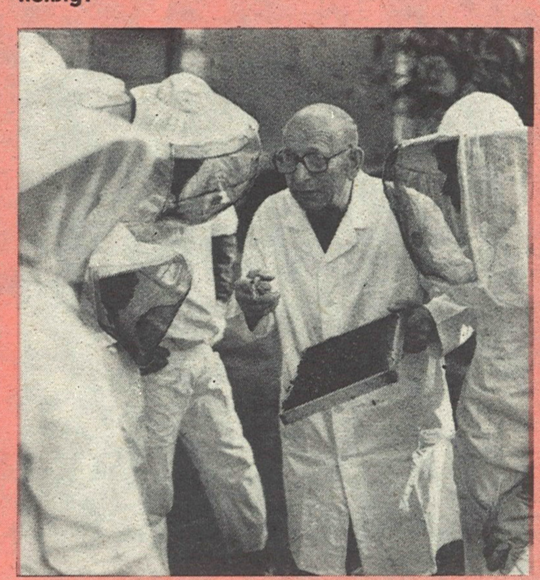
Die Imkerpfeife

Eine halbechte Pfeife gehört zu den Arbeitsmitteln der jungen Imker. Ihr Rauch beruhigt das Bienenvolk. Keine Angst, die jungen Imker rauchen nicht, denn mit der Bienenpfeife kann man den Rauch nur auspusten.

Die Biene ist ein hochinteressantes Lebewesen, und Willi Alf verbringt viele Stunden damit, seinen jungen Imkern alles Wissenswerte und viele interessante Details zu vermitteln.

Das ist auch eine Vorbereitung auf die Leistungsvergleiche der jungen Imker, die alljährlich stattfinden und wo ein umfangreiches Wissen und Können von den jungen Imkern gefordert wird. Und es gibt auch einen DDR-Meister, der aus der Arbeitsgemeinschaft von Willi Alf kommt! Georg Klausen ist 16 Jahre alt und erlernt den Beruf eines Schiffselektronikers. Er hat auch schon sein eigenes Bienenvolk zu Hause.

Aber auch Brit und Ulrike waren bei den Leistungsvergleichen der jungen Imker schon sehr erfolgreich. Die jungen Imker sind eben bienenfleißig!



MAGNET FUSSBALL

Spiel in Winchester

In den englischen Lehranstalten gehörte es Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Pflicht eines Schülers, mit dem ovalen Ball der Rugby-Spieler umgehen zu können. Mag es nun nur so aus Spaß geschehen sein oder weil die Zöglinge des Gymnasiums von Winchester die Eintönigkeit des Rugbys satt hatten, genau zu ermitteln ist das nicht mehr, jedenfalls trugen Winchester-Jungen das erste Fußballspiel in dem heute üblichen Sinne aus.

Beim Tee in der Taverne

Am 26. Oktober 1863 hockten in der „Treamasons Taverne" in London, unweit der Themse, ein paar junge Männer zusammen, tranken Tee und debattierten bei einer flackernden Petroleumfunzel über das Thema Fußball. In der Runde saßen ausnahmslos Schüler und Studenten aus London und Cambridge. Als die Jungen zu nächtlicher Stunde aufbrachen, war die Britische Football Association gegründet. Aus sechs Vereinen waren die Vertreter jener Sitzung in die Londoner Taverne gekommen. Der Fußball besaß seine erste Organisation. Die Verbandsgründer konnten sich trotz der nur kurze Zeit vorher ins Leben gerufenen englischen Fußballvereine – als ältester Fußballklub wird der 1855 erstmals erwähnte Cheffield-Club angegeben – auf ein fundamentiertes Regelwerk stützen. Der sportbegeisterte englische Schuldirektor Thring aus Uppingham hatte seinen Jungen unter die Arme gegriffen und zum ordentlichen Bewegen der Beine die ersten Fußballregeln erarbeitet. Bis heute bildet dieses Werk die Grundlage für das Fußballspiel. In diesem alten Regelwerk liegt wahrscheinlich eines der Geheimnisse für die Anziehungskraft des Fußballs überhaupt. Schließlich sind die Regeln leicht verständlich.

Das erste Länderspiel

Die Briten bevorzugten offensichtlich die grauen Herbsttage für historische Begebenheiten ihrer Fußballgeschichte. So fand am 30. November 1872 in Glasgow vor 4 000 Zuschauern das erste Länderspiel der Fußballgeschichte statt. Die Auswahlmannschaften Schottlands und Englands standen sich auf inzwischen längst erprobtem Fußballboden dieser aufstrebenden britischen Industriestadt gegenüber. Die Mannschaftsaufstellungen scheinen aus heutiger Sicht recht sonderbar, obwohl schon damals nach den Regeln des Lehrers Thring jede Mannschaft auf elf Aktive beschränkt blieb. Aber die Art der Aufstellung wirkte komisch. Schottland bot einen Torwart, zwei Verteidiger, zwei Läufer und sechs Stürmer auf. Die Engländer versuchten es mit einem Torwart und nur einem Verteidiger und einem Läufer (heute als Mittelfeldspieler bezeichnet), dagegen aber mit acht Stürmern. Allzu groß wirkte sich der schon zu jener Zeit lobenswerte englische Angriffsdrang nicht aus. Das Treffen endete nämlich für die Zuschauer enttäuschend 0:0.

Großbritannien galt im 18. Jahrhundert als eines der mächtigsten Länder der Welt. Zum britischen Imperium zählten unzählige Kolonien in allen Teilen unseres Erdballs. Die Briten preßten die Kolonien aus, holten Rohstoffe von dort und exportierten vornehmlich in die Länder Afrikas und Asiens neben Fertigwaren auch ihre Lebensgewohnheiten. Auf diese Weise wurde der Fußball schon recht frühzeitig in den noch lange von den Briten unterdrückten Regionen bekannt. Britische Matrosen und Handelsleute verbreiteten das Ballspiel mit dem Fuß außerdem in Südamerika und Europa. Aus den Niederlanden (1875), Dänemark (1876), Deutschland (1887) und der Schweiz (1882) wurden die ersten Fußballgründungen außerhalb Großbritanniens bekannt.

Die Sitzung von Paris

In Paris zogen im Mai 1904 die Straßensänger wie immer von Haus zu Haus. Die Mädchen zeigten ihre neuen Kleider beim Spazierengehen durch die Parks und die Pärchen flanierten an der Seine. In der Rue St. Honoré trafen sich in einem Restaurant einige Herren aus verschiedenen europäischen Ländern zu einer inzwischen als historisch bekannten Sitzung. Es handelte sich um ein bedeutungsvolles Treffen für den Weltsport, wie sich Jahre später erst herausstellen sollte. Die Pariser scherten sich in jenen Mai-Tagen aber kaum darum. Woher sollten sie auch die Wichtigkeit der Besprechung kennen, wenn selbst die großen Pariser Tageszeitungen bestenfalls in kleinen unauffälligen Notizen darüber informierten, daß am 21. Mai 1904 die Fédération Internationale de Football Association, als Abkürzung kurz FIFA genannt, gegründet wurde. Die Herren Hirschmann aus den Niederlanden, Muehlinghaus aus Belgien, Schneider aus der Schweiz sowie die beiden Franzosen Espir und Guerin kamen als erste auf die Idee, eine internationale Fußballvereinigung zu schaffen. Ihnen schlossen sich zur FIFA-Gründungsversammlung die Vertreter Schwedens, Spaniens und Dänemarks an. Die Briten als „Erfinder" des modernen Fußballs aber zeigten kein Interesse an einem Weltverband, obwohl sie mehrmals zur Gründungstagung eingeladen worden waren.

Erst 1905 zum zweiten FIFA-Kongreß, wieder in Paris, rückten neben den Ungarn, Italienern, Deutschen und Österreichern auch die Engländer an. Von sportlicher Seite gab es keine Schwierigkeiten zu überwinden, da die FIFA bereits bei ihrer Gründungsversammlung die britischen Regeln übernommen hatte.

Kein Geld für Weltmeisterschaft

Auf der Tagung 1905 wagte der damalige FIFA-Präsident Robert Guerin (Frankreich) sogar erste Äußerungen bezüglich einer Weltmeisterschaft. Bereits 1906 sollte sie stattfinden. Der Franzose schien aber seiner Zeit doch weit, weit vorausgeeilt zu sein. Bis zum Meldeschluß am 13. August 1905 hatte jedenfalls nicht ein einziges der inzwischen 13 FIFA-Mitgliedsländer seine Teilnahme zugesagt. Der Grund – kein Geld!

Die seit 1896 im Zyklus von vier Jahren veranstalteten Olympischen Spiele verhalfen auch den Fußballsportlern in aller Welt zu größerem Ansehen. Die FIFA aber tat sich schwer. Sie schien den Kinderschuhen einfach nicht entwachsen zu wollen. Lange vor Beginn des ersten imperialistischen Weltkrieges endeten die Aktivitäten der FIFA. Erst 1923 nahmen die einzelnen Landesverbände in Genf wieder Kontakte auf. Aber ohne die Engländer. Sie besannen sich erst ein Jahr später, 1924, in die Weltföderation zurückzukehren. Es sollte aber nur eine kurze Gastrolle sein, denn bereits vier Jahre danach wandten die Briten der FIFA erneut den Rücken zu. 1928 – viele nationale Fußballverbände hatten sich der FIFA angeschlossen – war das Gremium bereits so erstarkt, daß es auch ohne britische Hilfe weiterging. Mit der ersten Weltmeisterschaft 1931 in Uruguay glückte der endgültige Durchbruch. Erst 1946 entschlossen sich die Engländer zu einem erneuten Beitritt. Die FIFA war inzwischen auf über 60 Mitgliedsländer angewachsen. Wie sehr die Väter des Fußballs dennoch geachtet wurden, läßt sich aus der Tatsache ablesen, daß anläßlich des erneuten FIFA-Beitritts der Briten am 10. Mai 1947 im Glasgower Hampton-Park vor 135 000 Zuschauern ein Spiel zwischen einer Auswahl Großbritanniens und einer Kontinental-Auswahl ausgetragen wurde. Die Gastgeber siegten überlegen mit 6 : 1.

Fußballverbände auf allen Erdteilen

Im Laufe der Jahrzehnte wandelte die FIFA mit ihren nunmehr 146 Mitgliedsverbänden, in denen rund 23 Millionen Sportler Fußball spielen, ihren Charakter. Auf allen Erdteilen gründeten die Fußballfunktionäre kontinentale Fußballverbände. Für Europa ist das die UEFA (Union Européene de Football Association). Die Weltföderation mit ihrem Sitz im schweizerischen Zürich bildet nunmehr die Dachorganisation der fünf Kontinentalverbände.

Text: Manfred Hönel
Zeichnungen: Horst Schrade



ÄRGER mit PETRA

ANKE STEINBRENNER



Ein Raunen war hinter der Tür zu vernehmen. Petra klopfte an und trat ein. Ärgerlich sah Martin auf die Uhr. Martin sieht immer auf die Uhr, wenn jemand zu spät kommt. Dann holt er ganz tief Luft und durchbohrt den Sünder mit strengen Blicken.

„Dreizehn Minuten nach vier", brummte Peter, der Gruppenratsvorsitzende. „So geht das nicht weiter. Von Disziplin hast du anscheinend noch nichts gehört. Vielleicht sagen auch mal alle was dazu!"

Aber die Gruppe schwieg.

„Wir hatten doch Training", wagte Petra einzuwenden und unternahm einen zaghaften Versuch zu lächeln.

„Training, Training, immer das gleiche!" Die Stimme des Vorsitzenden wurde lauter. „Mir reicht es jetzt!"

„Mensch, halt die Luft an und reg dich wieder ab!" Der lange Schmidt räkelt sich aus der Bank hervor. „Denk lieber an den Wettkampf und die Punkte, die dabei rausspringen!"

Petra nickte ihm dankbar zu und lächelte noch immer.

●

„Um was für einen Wettkampf geht es eigentlich?" erkundigte sich Tina, die Neue, nach der Versammlung beim langen Schmidt.

„Das weißt du nicht?"

„Nein, von wem denn?"

„Sonnabend nachmittag findet ein Sportfest mit der 7a statt. Wir müssen gewinnen!"

„Warum ‚müssen' wir?"

„So steht es im Gruppenplan."

„Ist das bei euch immer so üblich?"

„Was?"

„Siege im Gruppenplan festzulegen."

„Wir haben gegen die A-Klasse zwei Jahre hintereinander gesiegt, also wird's auch diesmal klappen."

„Unter mangelndem Selbstbewußtsein leidet ihr wirklich nicht!" spottete Tina... Aber der lange Schmidt ließ sich dadurch nicht verwirren.

„Wozu auch? Petra ist nämlich unser bestes Pferd im Stall."

„Interessant, und wenn euer bestes Pferd mal versagt?"

„Unmöglich! Als Spartakiadesiegerin im 60 m Lauf, Hoch- und Weitsprung, die ist nicht zu schlagen!"

●

Auf dem Schulsportplatz hatten sich auch einige Zuschauer aus anderen Klassen eingefunden. Die Mannschaften waren fast vollzählig. Nur Petra aus der 7b fehlte noch.

„Petra kann uns doch nicht einfach im Stich lassen!" Kalle war entrüstet.

„Hört auf, euch verrückt zu machen! Was soll schon sein? Sie wird halt ein bißchen zu spät kommen", beschwichtigte der lange Schmidt.

Als der Sportlehrer zum ersten Start pfiff, sagte Tina: „So gut wie euer bestes Pferd im Stall bin ich zwar nicht, aber vielleicht kann ich noch was retten. Hat jemand Sportzeug für mich?"

Mehr als verlieren kann sie nicht, dachten die anderen mit gemischten Gefühlen, organisierten Sportzeug und schoben sie in den Umkleideraum. Die Jungen der 7b waren schlechter als ihre Kontrahenten, doch damit hatte man gerechnet. In all den anderen Jahren war es auch so gewesen, aber jedesmal hatte Petra anschließend beim Wettkampf der Mädchen durch hervorragende Leistungen das Eisen aus dem Feuer gerissen. Die Freunde aus der 7a übertrumpften sich gegenseitig. Petras unerwartetes Fehlen hatte für sie den Sieg in greifbare Nähe rücken lassen.

Tina schlug sich gut, sehr gut sogar – besser als so mancher zu hoffen gewagt hatte. Wer hatte ihr schon zugetraut, daß sie so flitzen konnte? Es gelang ihr, den 60-m-Lauf klar für die 7b zu entscheiden. Weit- und Hochsprung dagegen waren nicht gerade ihre Stärken. Eine Petra war Tina auf diesem Gebiet nicht, leider. Wertvolle Punkte gingen verloren, die bei der Endabrechnung für den Sieg fehlten. In die Chronik der Pionierfreundschaft wurde ein neuer Sieger eingetragen: die 7a.

●

Montagmorgen. Jubel und Trubel in der einen Klasse, saure Mienen in der anderen. Petra schlich auf ihren Platz.

„O, Lady, heute ausnahmsweise pünktlich?" sülzte der lange Schmidt. „Was für eine Ehre für uns!"

„In den letzten drei Wochen bist du viermal zu spät gekommen. Heute nachmittag darfst du dafür eine neue Wandzeitung gestalten. Thema: Pünktlichkeit und Disziplin sind für jeden Thälmannpionier Gesetz. Auf diese Weise kannst du gleich die versäumte Zeit nachholen", sagte der Gruppenratsvorsitzende mit ernster Miene. Diesmal schwieg die Gruppe nicht. Es hagelte ernste Worte. Petra kroch immer mehr in sich zusammen. Am liebsten wäre sie im Erdboden versunken.

„Ich kann doch aber nichts dafür!" begann das Mädchen weinend. „Mein Fahrrad war kaputt und Micha hats nicht wieder so schnell hingekriegt. Mit dem anderen Rad war Vati im Betrieb und..." „Und?" fragte der lange Schmidt drohend.

„... Und es kam auch niemand vorbei, der mich hätte mitnehmen können."

„Na ja, um Ausreden warst du ja noch nie verlegen!" Lässig winkte der lange Schmidt ab. „Wäre Tina nicht für dich eingesprungen, hätten wir noch älter ausgesehen."

Alle nickten und sahen Tina an.

Eine Weile war diese still. Dann aber erhob sie sich und sagte: „Ich helfe heute nachmittag Petra bei der Wandzeitung."

Alle saßen wie vom Blitz getroffen. Kalle gewann als erster wieder die Fassung zurück.

„Waaas? Bist du noch ganz normal?"

„Ja, völlig. Es könnte ja schließlich sein, daß Petra Hilfe braucht." Freundlich nickte sie der verdutzten Petra zu.

„Verstehst du das?" fragte der lange Schmidt den Gruppenratsvorsitzenden.

„Nein, aus diesen Weibern soll einer schlau werden!"

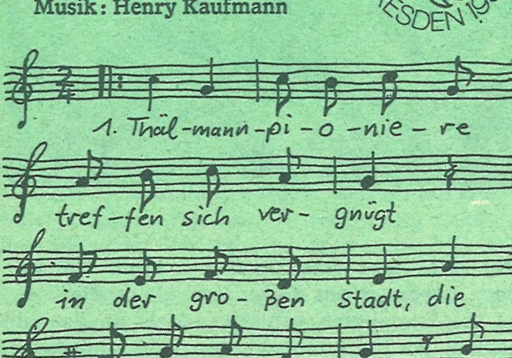
Zeichnung: Horst Schrade

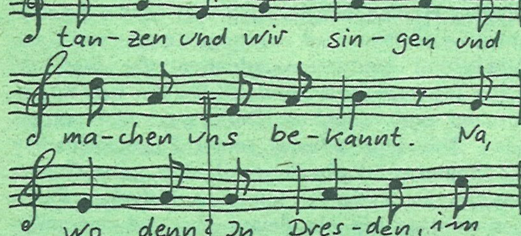
Sing mit, Pionier

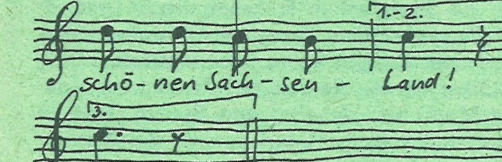
In Dresden



Text: Helmut Stöhr
Musik: Henry Kaufmann

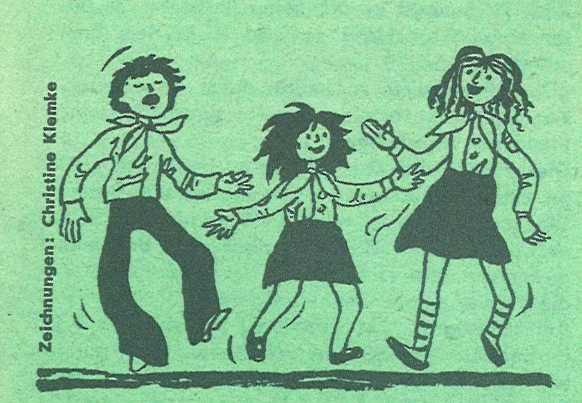






1.
Thälmannpioniere treffen sich vergnügt
in der großen Stadt, die an der Elbe liegt.
Wir tanzen und wir singen und machen uns bekannt.
Na, wo denn? In Dresden, im schönen
Sachsenland!
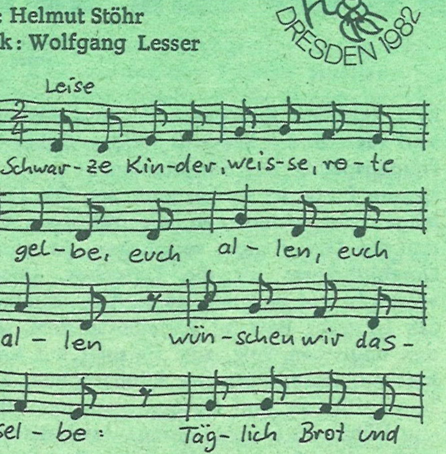
Die Strophen 2 bis 4 findet ihr im „FRÖSI“-Heft 3/82

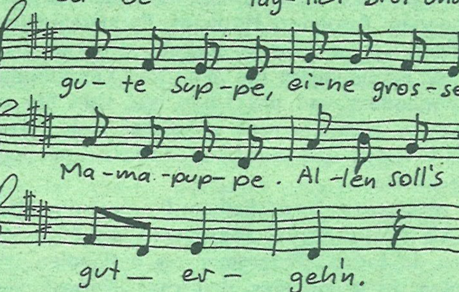


Allen Kindern



Text: Helmut Stöhr
Musik: Wolfgang Lesser





1.
Schwarze Kinder, weiße, rote, gelbe,
euch allen, euch allen wünschen wir dasselbe:
Täglich Brot und gute Suppe,
eine große Mamapuppe.
Allen soll's gut ergeh'n.

2.
Schwarze Kinder, weiße, rote, gelbe,
euch allen, euch allen wünschen wir dasselbe:
Einen Strand mit bunten Muscheln
und ein Bett, sich einzukuscheln.
Allen soll's gut ergeh'n.

3.
Schwarze Kinder, weiße, rote, gelbe,
euch allen, euch allen wünschen wir dasselbe:
Zeit, vergnügt herumzutollen,
Kleider, die euch wärmen sollen.
Allen soll's gut ergeh'n.

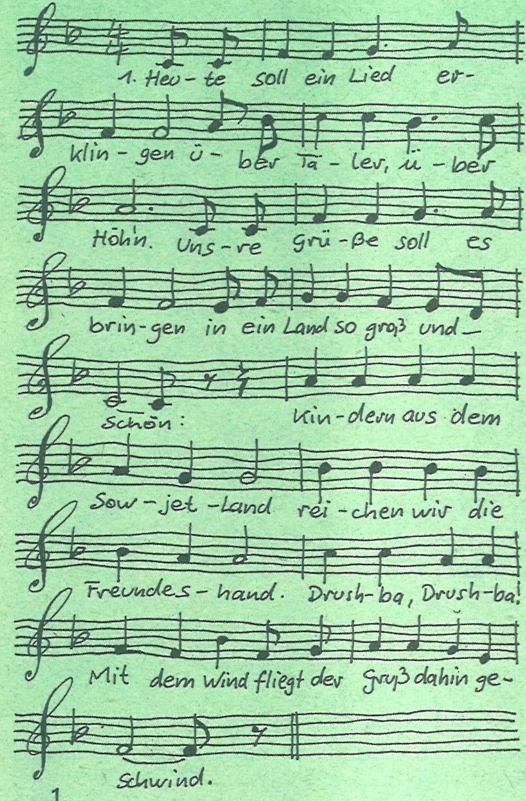
4.
Schwarze Kinder, weiße, rote, gelbe,
euch allen, euch allen wünschen wir dasselbe:
Schöne Märchen, frohe Lieder,
Frieden, Frieden immer wieder!
Allen soll's gut ergeh'n.



Lied des Monats
„Freundschaftslied



Text: Walter Krumbach
Musik: Henry Kaufmann



1.
Heute soll ein Lied erklingen
über Täler, über Höh'n.
Unsre Grüße soll es bringen
in ein Land so groß und schön:
Kindern aus dem Sowjetland
reichen wir die Freundeshand.
Drushba, Drushba! Mit dem Wind
fliegt der Gruß dahin geschwind.

2.
Grüßt die kühnen Weltraumflieger,
alle Kinder lieben sie.
Kosmonauten, Himmelssieger –
eure Tat vergißt man nie.
Kindern aus dem Sowjetland...

3.
Roter Stern strahlt in die Weite,
leuchtet hoch vom Spasskiturm,
grüßt die Erde, die befreite,
kündet vom Oktobersturm.
Kindern aus dem Sowjetland...



Die nächste „Sing mit, Pionier“-Sendung hört ihr am Montag, dem 24. Mai 1982, 14.15 Uhr im Berliner Rundfunk.

FÜR JEDEN VERSTÄNDLICH

II. TEIL

ZENO ZIMMERLING

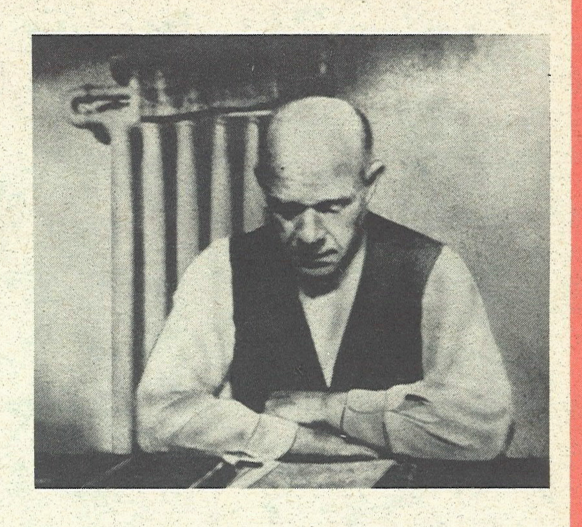
Fotos: Archiv



Am 1. September 1925 wird Ernst Thälmann zum Vorsitzenden der KPD gewählt. Er ist ein Arbeiterführer Leninscher Art.
Tief dringt er ein in die Lehre des Marxismus-Leninismus. Ganz im Sinne Lenins hält er enge Verbindung zu den Arbeitern. Oft ist er unter ihnen. Unter seiner Leitung entwickelt sich die Partei zu einer aktionsfähigen marxistisch-leninistischen Kampfpartei. Entschlossen vertritt sie die Interessen der Arbeiter und aller Werktätigen. Als sich die Regierung zum Beispiel bereiterklärte, den in der Novemberrevolution 1918 entmachteten deutschen Königen und Fürsten eine Entschädigung von insgesamt 2,5 Milliarden Mark zu zahlen, da ist es die KPD, die die Werktätigen zum Kampf aufruft. „Keinen Pfennig den Fürsten! Brot und Arbeit dem notleidenden Volke!" So ist ihre Losung.
Kämpferisch und für jeden verständlich. Das ist die Sprache Thälmanns...
Anders, denkt Thälmann, kann die Sprache von Kommunisten nicht sein, eine Sprache, wie sie unter Brüdern, Freunden und revolutionären Kämpfern selbstverständlich ist. Sie ist politisch und bildhaft, manchmal hart und rauh, doch immer von großer Wärme. Aber was das Allerwichtigste ist, und so wird er es auch schreiben: Die Sprache der Kommunisten ist wahrheitsgemäß!...
Die von Ernst Thälmann geführte Partei der deutschen Kommunisten hat den Werktätigen auch die Wahrheit über Krieg und Frieden gesagt und daß der Imperialismus immer eine Gefahr für den Frieden darstellt, die sozialistische Sowjetunion immer das zuverlässige, mächtige Bollwerk aller Völker im Kampf um den Frieden ist. Gegen die Gefahr eines Krieges organisiert die KPD mächtige Kundgebungen und Aktionen. Sie sind zugleich ein leidenschaftliches Bekenntnis zur Friedenspolitik der Sowjetunion.
Unsere Partei ist sauber und rein. Die Faschisten mögen uns verleumden, die Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht verfälschen. Es gibt nichts Unerbittlicheres als die Tatsachen. Unser Gewissen ist gut und rein, so wird er schreiben:
„Es ist nicht belastet gegenüber dem schaffenden deutschen Volk, zum Beispiel mit Kriegsverbrechen, imperialistischer Räuberpolitik, Tyrannei, Terror, Diktatur und Gesinnungszwang, Unfreiheit und Willkür, Scheinsozialismus, faschistischen Rassentheorien, Arroganz, Hochmut, Prahlereien und sonstigen Dingen." Schon deshalb, denkt er, werden wir Kommunisten die Welt des Kapitalismus nie bewundern und uns schon gar nicht für sie begeistern. Immer werden wir dieser Welt unsere kühnen, festen und zielklaren Auffassungen entgegenstellen...
Der verlogenen faschistischen Propaganda stellt sich als einzige Partei konsequent die KPD entgegen. In ihrem „Programm zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes" vom 24. August 1930 entlarvt sie die faschistische Partei als Werkzeug der reaktionärsten Kräfte des deutschen Imperialismus. Zugleich erklärt Thälmann, was die Kommunisten wollen: die kapitalistischen Unternehmer und Großgrundbesitzer entschädigungslos enteignen, die Fabriken und Banken in die Hände des Volkes, den Boden den werktätigen Bauern übergeben, für alle Werktätigen soziale Sicherheit schaffen, die Wohnungsnot beseitigen, die Gleichberechtigung der Frauen und Jugend herstellen, jedem gleichen Lohn für gleiche Arbeit garantieren.

Aufrecht und unbezwingbar

Entschlossen kämpft die KPD gegen die faschistische Gefahr. Es gelingt ihr, in der Antifaschistischen Aktion Millionen Werktätige zu vereinen. Dennoch glauben zu wenige dem Kommunisten Thälmann die Warnung: Hitler, das ist der Krieg! Am 30. Januar 1933 spielt der militaristische Hindenburg auf Geheiß des deutschen Imperialismus dem Faschistenführer Hitler die Macht in die Hände. Das faschistische Inferno beginnt. Am meisten gejagt und von den Faschisten eingesperrt werden die Kommunisten. Am 3. März 1933 fällt Ernst Thälmann, denunziert durch Spitzel, den Faschisten in die Hände.
Die Partei aber lebt und kämpft weiter, unter unsagbar schweren Bedingungen. Über seine Frau Rosa und seine Tochter Irma vor allem hält Ernst Thälmann Verbindung mit dem Zentralkomitee der Partei. Weltweite Solidaritätsaktionen fordern seine Freilassung...



Das alles gibt Ernst Thälmann Kraft. Hat uns auch manchmal das Kerkerleben bis an die Grenze des Ertragbaren getrieben, denkt er, dennoch blieben wir hart, entschlossen und unbezwingbar...
Wie oft haben die Faschisten versucht, Thälmann in die Knie zu zwingen. Besonders als die faschistischen Horden am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion einfallen und anfangs auch weit ins Sowjetland eindringen, glauben die faschistischen Schergen, nun würde Thälmann zusammenbrechen und aufgeben. Doch sie hoffen vergebens. Thälmann schwört seiner kommunistischen Gesinnung nicht ab. Er verrät nicht seine Genossen. Im Siegestaumel seiner faschistischen Peiniger steht er wie ein Felsen fest und unerschütterlich zur Sowjetunion. Er kennt dieses Land. Er kennt die sowjetischen Menschen. Oft war er in der Sowjetunion. Es gibt keine imperialistische Kraft, die stärker ist als die von der Partei Lenins geführte Macht der Arbeiter und Bauern. Und so schleudert er mit der Überlegenheit des Wissenden seinen faschistischen Bewachern entgegen: Das ganze Sowjetvolk wird kämpfen, bis das Sowjetland frei ist. Euer Krieg endet mit eurer völligen Vernichtung!
Im Januar 1944 ist offensichtlich, daß Thälmann recht hat... Ernst Thälmann ist voller Freude, daß es mit dem Faschismus zu Ende geht. Und mich, denkt er, werden die Faschisten nicht so einfach wieder aus dem Kerker entlassen. Freiwillig ganz bestimmt nicht. Es ist schon immer seine Art gewesen, sich an die Realitäten zu halten. Auch jetzt macht er sich keine Illusionen, so bitter es auch ist. Und so wird er in dem Brief schreiben:
„Das Hitlerregime wird nicht davor zurückschrekken, Thälmann vorzeitig beiseite zu schaffen oder für immer zu erledigen."
Dieser Brief, den Ernst Thälmann im Januar 1944 an einen Mitgefangenen schreibt, ist sein letzter. Was aus dem Brief wird, weiß er nicht. Er hofft es, aber erfahren wird er es nicht mehr, daß auch dieser wie alle seine Briefe aus dem Kerker in die Hände seiner Genossen gelangt.
Am 18. August 1944 wird Ernst Thälmann im KZ Buchenwald von SS-Schergen ermordet. Er stirbt wie er gelebt hat: aufrecht, ungebrochen, als Kämpfer, als Kommunist. Und ist doch niemals gefallen. Er lebt in uns. Jedes Vorschulkind in unserem Land wird eines Tages wie du, „Frösi"-Leser, seinen Namen tragen: Thälmannpionier.

Blutiger Schnee und goldgelbe Garben

Inmitten der langgestreckten Stadt Wolgograd erhebt sich über ihren Dächern der Mamajew Kurgan, ein steil und auch wieder sanft ansteigender Hügel, von dem du einen weiten Blick über Straßen und Werke und den breit dahinziehenden Strom hast. Auf der jetzt im Frühling hellen Haut des Hügels erhebt sich in gewaltiger Größe das Denkmal der Mutter Heimat. Mit kraftvoller Gebärde ruft sie mit erhobenem Schwert ihre Söhne zur Verteidigung des Landes und der Stadt.

Über breite Treppen steigst du zu ihr hinauf. Gehst durch eine lange Allee hochgewachsener Pappeln. Verweilst vor den steinernen Monumenten des Gedenkens. Schweigst in der Halle des Ruhms mit der ewigen Flamme. Trittst hinaus in die windkühle Höhe und schreitest zum Sockel, auf dem sich die Riesenfigur wuchtig in den blauen Himmel drängt.

Du stehst still und schaust in die unendliche Ferne über den Ufern der Wolga, und kein fremder Ton stört hier deine Gedanken.

Vor neununddreißig Jahren tobten auf dem Mamajew Kurgan die schwersten Kämpfe in einer der blutigsten Schlachten des zweiten Weltkrieges. In Stalingrad wurde um jeden Fußbreit Boden, um jede Straße, um jedes Haus, um jedes Stockwerk erbittert gerungen. Auf Leben und Tod. Zweihundert Tage und zweihundert Nächte. Niemand vermochte die Toten zu zählen.

Zu den Tapfersten gehörten die Komsomolzen. In einem Brief schrieb der Befehlshaber der 62. Armee W. I. Tschuikow an die Zeitung „Komsomolskaja Prawda“: „Wenn unsere Armee nach der Vernichtung der Faschisten wieder mit entfalteten Bannern durch die Stadt marschieren wird, bekommt die schönste Straße den Namen Uliza Komsomolskaja.“

Als 1943 nach den letzten Kämpfen in Stalingrad die Erde des Mamajew Kurgan in der warmen Frühlingssonne taute und der Schnee schmolz, färbte er sich rot vom Blut der Toten, die der monatelang durch Detonationen erschütterte Berg in seinen Löchern und Gräben verborgen hatte. Und der von Geschossen zerwühlte Hügel trug mehr Stahlsplitter auf seinem Rücken als Steine und Sand. In einem Kästchen habe ich Erde vom Mamajew Kurgan aus jenen Jahren gesehen. Wenn Licht darauf fiel, glänzten im trockenen Sand Tausende winzige metallene Späne.

Der Mamai-Hügel von Wolgograd – das ist eine Mahnung, daß wir uns den Frieden erhalten. Durch unsere gute Arbeit an der Werkbank, im Labor, auf dem Feld und in der Schule, um unser Friedens-Vaterland zu stärken.

Durch unseren Dienst in der Uniform der Nationalen Volksarmee und auf anderen Posten, um den Friedens-Feinden keine Chance zu geben.

Durch unser Bündnis mit allen friedliebenden Menschen der Welt, mit denen wir unsere breite Barrikade bauen gegen alle, denen der Millionenprofit aus ihren Kriegsgeschäften wichtiger ist als der Friedenswille von Millionen Menschen.

Während ich das schreibe, erinnere ich mich an eine kleine Geschichte aus den Tagen des IV. Festivals der Freundschaft zwischen der Jugend der UdSSR und der DDR. Vor fünf Jahren konnte ich sie in Wolgograd miterleben. Ich sehe noch die Bilder vor mir, wie wir im Blauhemd durch die Straßen der neu erstandenen Stadt zogen, wie die Wolgograder uns zuwinkten, wir aber in ihrem bunten Spalier auch viele ältere Frauen ganz in Schwarz gekleidet sahen, die in stiller Wehmut auf uns schauten und wohl an ihre gefallenen Männer und Söhne dachten. In solchen Augenblicken wirst du still im lauten Jubel.

Und dann, ein paar Tage später, erlebten wir in der leidgeprüften Stadt jene Geste, die uns alle unvergeßlich bleiben wird.

Wolgograder überreichten jedem FDJler einen Strauß goldgelber Ähren. Sie waren von den Garben der ersten Ernte auf dem letzten von Minen befreiten Land bei Wolgograd geschnitten. So wurden wir aufgenommen in die große Wolgograder Familie, die einst so viele Opfer durch die Faschisten zu beklagen hatte. Der Krieg, der Haß in unsere Völker trug, wurde besiegt vom Frieden. Auch in dieser Stadt. Vom gemeinsamen Willen zum Frieden und durch unsere gemeinsamen Taten für den Frieden. Durch die Friedenspolitik unserer Regierungen.

Die Mutter Heimat auf dem Mamajew Kurgan, die ihre Söhne zum Kampf ruft, um Frieden zu schaffen, und das deutsche Kind in der friedlichen Obhut des sowjetischen Soldaten im Treptower Park sind aus dem Krieg geborene Denkmäler, die uns zum Frieden mahnen.

Text und Fotos: Hans-Gert Schubert





BERICHT VOM

Dem Telegraphenarbeiter Paul Zickler,

MANFRED STREUBEL

Es war einmal im Lenz der Feuerblumen.
Der Himmel schrie, von Phosphorbränden rot.
Verirrte Kinder bettelten um Krumen,
und viele glaubten: Dresden sei nun tot –

ein wundes Herz, das leer im Wind erkaltet,
ein gutes Herz, beleidigt und gequält.
Da sprach ein Mann zu müden Menschen:
„Haltet durch! Des Krieges Tage sind gezählt.

Und schlug er uns die sanfte Stadt in Stücke –
wir heilen sie, mein Wort, sie stirbt uns nicht."
Fest an den Ufern hielt die trotz'ge Brücke,
auf ihrem Rücken trug sie scheues Licht.

Die Schwalben brachten erste Hoffnung wieder.
Die Welle wußt': Der Friede ist nicht weit.
Auf blassen Lippen warteten die Lieder.
Die Sonne stieg. Und es war Frühlingszeit.

Es schmolz das Eis. Es heulten die Faschisten,
dem wilden Rudel war das Fell versengt.
Und auf der Brücke stapelten sie Kisten:
„Befehl vom Stab – die Brücke wird gesprengt!"

Da strich der Mann, der um das Ende wußte
und um die nackte Not im Nachbarhaus,
die Brücke von der Liste der Verluste.
„Verrechnet habt ihr euch, da wird nichts draus!"

Wie sollt' er vorstadtwärts zur Arbeit kommen?
Schon wucherte im Wege Stacheldraht.
Bald wird das Leben wieder ernst genommen!
Genug gedacht. Er war ein Mann der Tat.

So kramte er in seinem Werkzeugkasten
und stieg auch noch in den Monteuranzug,
den er im Wald der Telegraphenmasten
seit Jahr und Tag schon auf dem Leibe trug.

Er steckte Isolierband ein und Zange.
Die Frau bat: „Mann, laß doch das Werkzeug ruh'n."
„Ich kann's nicht", sprach er. Sie rief: „Bleibst du lange?"
Er sagte nur: „Vielleicht. Hab' viel zu tun."

Er küßte sie, damit sie nicht mehr frage,
warf sich die Mütze auf das weiße Haar,
ging aus dem Haus, so wie er alle Tage
zur Arbeit ging, nur – daß jetzt Abend war.

Der erste Stern glomm längst schon blaß im Osten.
Jäh aus den Wiesen sprang die Brücke, grau.
Die Stille stöhnte unterm Schritt der Posten.
Und unser Mann kroch durch das Drahtverhau.

Dann überwand er Pfeiler und Gerüste,
riß sich die Hände wund an Stahl und Stein,
und glaubte fast, daß man ihn hören müßte –
sein Herz schlug laut im bleichen Mondenschein.

VII. Pioniertreffen
DRESDEN 1982

MANNE UNVERZAGT

„Retter der Elbbrücke „Blaues Wunder", zum Dank

Tief unter ihm, da flüsterte die Elbe,
und ihre Stimme gab ihm neuen Mut.
Auf seinen Wunsch erlosch der schwefelgelbe,
verräterische Mond in ihrer Flut.

Und weiter ging's nach solcher Vorbereitung.
Der Sims war schmal, der Körper schwer wie Blei.
Da – fand er neben sich die Todesleitung.
Er griff das Kabel, zwickte es entzwei.

Nahm drauf das Isolierband aus der Tasche,
denn halbe Arbeit mochte er noch nie,
Paul Zickler, Sieger über Schutt und Asche.
„Die Brücke lebt! Dem Krieg entriß ich sie!"

Dies morste dann, als er nach Hause hinkte,
noch atemlos, sein Herz weit in die Welt,
zum Haus am Ufer, lief er, und er winkte:
„Hallo! Verbindung wiederhergestellt!"

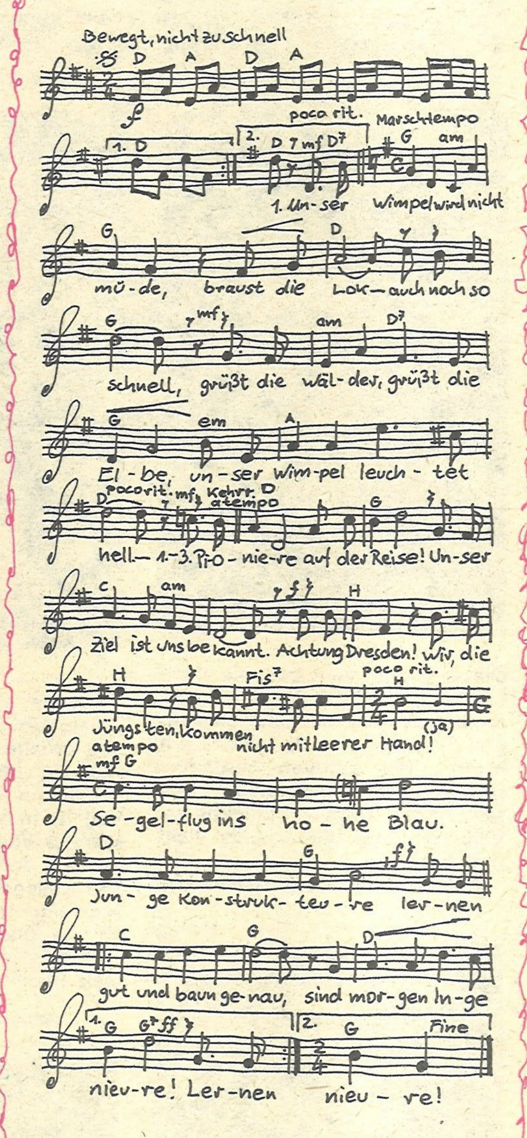
Die Heimat schälte sich aus Nacht und Nebel.
Die Mörder flohen, grölten: „Feuer frei!"
Noch einmal knackten knöchern Todeshebel.
Der. Tod war machtlos, und der Spuk – vorbei.

Ein Morgen kam, der nicht mit Sonne sparte.
Der Friede pulste auf der Brücke her.
Gedenkt des Mannes, der sie euch bewahrte.
Er ist ein Held. Seid unverzagt wie er.

Zeichnung: Hans Betcke

Achtung, Dresden!

Musik: Alexander Ott
Text: Bernhard Seeger



2. Unsre Klampfe kann nicht schweigen,
jedes Lied ist ihr bekannt.
Wer sie zupft, hat blanke Augen.
Wer sie liebt, liebt unser Land.
Pioniere ...
Schiffe zwingt die kühle Flut.
Richtig sind die Pläne.
Ja, wir bauen klug und gut,
sind morgen Kapitäne!

3. Unsre Nase kann sich irren,
aber unser Kompaß nicht.
Schwarze Nacht droht aus dem Westen,
doch im Osten steigt das Licht.
Pioniere ...
Kühner Pfeil durchschwirr die Luft,
mußt die Scheibe ritzen.
Lobt den Schuß, der sicher trifft,
und lobt den jungen Schützen!

Dieses Lied sangen die Teilnehmer des I. Pioniertreffens in Dresden.

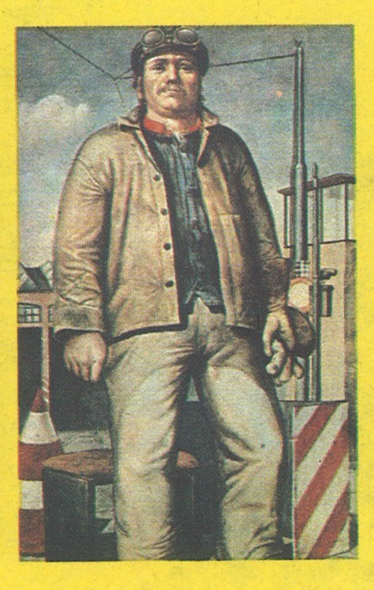
WER IST SO?

Fortsetzung aus Heft 3/81. Im Heft 12/81 hatten wir dann begonnen, Zuschriften zum Bild Nr. 5 von Gudrun Arnold zu veröffentlichen. In diesem Heft lest nun einige Beispiele aus unserer Leserpost zu den Bildern Nr. 1 von Kurt Robbel, Nr. 2 von Bernhard Heisig, Nr. 3 von Volker Stelzmann, Nr. 4 von Frank Ruddigkeit.



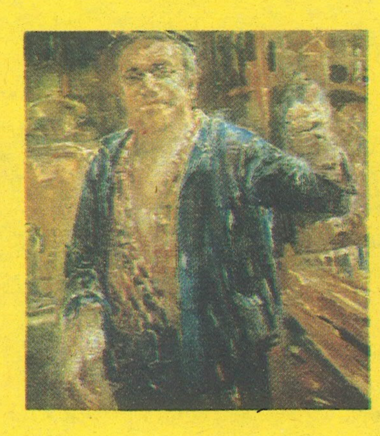
Dieser Mann sieht aus wie mein Lehrer. Sicherlich denkt er gerade nach, wie er seine Leistungen in der Arbeit verbessern könnte. Mir gefallen besonders seine dunkelbraunen Augen und seine roten Lippen. Vielleicht arbeitet er im Kohlewerk. Er sieht nett aus.

Diana Ehrhardt, 6301 Martinroda



Da mein Vati den Beruf eines Schweißers ausübt und im Kranbau arbeitet, sieht er in Arbeitskleidung fast genauso aus wie der Mann auf dem Bild. Mein Vati ist in seiner Brigade Parteisekretär und das schon seit über zwanzig Jahren. Er wird von seinen Kollegen geachtet und seine Meinung ist sehr gefragt. Ich möchte auch einmal so werden wie mein Vati, auf den ich sehr stolz bin.

Ulrich Büttner, 1200 Frankfurt (O.)



Dieser arbeitende Mensch sieht dem Vertrauensmann unserer Patenbrigade ähnlich. Er hat denselben freundlichen Blick wie der hier abgebildete Arbeiter. Schon oft half er uns, mit den Störenfrieden unserer Klasse fertigzuwerden. Er redet immer sehr eindringlich, aber freundlich mit uns über anstehende Probleme. Nur in ganz seltenen Fällen wird er ernsthaft böse. Bei einem Besuch an seinem Arbeitsplatz hat er uns alles sehr genau, aber einfach erklärt. Er ist in der ganzen Klasse beliebt.

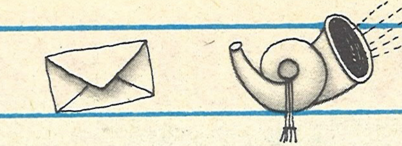
Anke Graneß, 1300 Eberswalde-Finow 1





Das Bild „Meister Heyne" von Frank Ruddigkeit könnte meinen Vati zeigen. Er ist immer fröhlich und spielt auch mal mit, wenn ich mit ihm stänkere. Er hilft mir bei den Hausaufgaben. Im Betrieb ist er auch fröhlich und versteht sich gut mit den Arbeitskollegen. Mein Vati ist einfach Klasse!

Peggy Zippel, 4500 Dessau



TALENTE-TEST

In unseren Gruppenrats- und Freundschaftsratssitzungen steht das Lernen regelmäßig im Mittelpunkt. Dort setzen wir uns auch mit Schülern auseinander, weil diese einfach nicht lernen wollen, nicht mitarbeiten, keine Hausaufgaben anfertigen, Unterrichtsmittel vergessen und bewußt in der Unterrichtsstunde stören. Sie erhalten konkrete Aufträge zur Verbesserung ihrer Einstellung zum Lernen, die dann durch den Gruppen- bzw. Freundschaftsrat kontrolliert werden.

Uns liegt vor allem daran, daß jeder Schüler ehrlich lernt, wir uns gegenseitig helfen und erziehen. Jedoch müssen wir als Räte selbst erst Vorbild sein, um auf unsere Mitschüler Einfluß nehmen zu können.

Höhepunkte sind auch immer wieder Wettstreite und Leistungsvergleiche, weil dabei jeder sich beweisen kann. So haben wir zum Beispiel im November/Dezember 1981 in allen Pioniergruppen durch Klassenausscheide die besten Künstler ermittelt. Zum „Schulfest junger Künstler" durften die Besten ihr Können beweisen.

Anläßlich der Elternbeiratswahl eröffneten wir unsere „Galerie der Freundschaft". (Ihr glaubt gar nicht, wie stolz die Pioniere waren, die ihre Arbeiten in der Galerie entdeckten.)

Ein großes Erlebnis war für alle Pioniere unser traditionelles „Kosmonautenfest" anläßlich des Tages junger Naturforscher und Techniker. Vom Geschicklichkeitstest über Kraftübungen, Mutproben bis hin zur Wissensecke konnte jeder zeigen, was in ihm steckt. Außerdem lernen wir dort auch neue Vokabeln und müssen diese in der „Milchstraße" anwenden, wenn wir eine Stärkung haben wollen.

Seit dem 1. November 1981 gibt es an unserer Schule eine neue Hausordnung. Die Einhaltung dieser Hausordnung hilft uns sehr, die Disziplin, Ordnung und Sauberkeit zu verbessern. Die Gruppenräte und der Freundschaftsrat achten mit auf die Einhaltung. In jeder Klasse gibt es einen Ordnungsschüler für jeweils eine Woche, der auf Ordnung und Sauberkeit im Klassenraum und am Arbeitsplatz der Schüler achtet. Er muß nicht alles allein reinigen, sondern kann Schüler zur Beseitigung von Mängeln auffordern. Bei Schwierigkeiten bittet der Ordnungsschüler den Gruppenrat um Unterstützung.

Samstags und wenn die Reinigungskräfte ausfallen, sind wir selbst für die Reinigung der Klassenräume verantwortlich. Das klappt schon recht gut. Wer selbst für das Saubermachen verantwortlich ist, der achtet auch mehr darauf, daß es gar nicht erst so schmutzig wird.

So nehmen wir als Pioniere an unserer Schule konkret Einfluß auf die Lernatmosphäre, Sauberkeit, Ordnung und Disziplin.

Freundschaftsrat der Juri-Gagarin-OS Reibitz

Witzecke

Auf dem Heimweg erzählt Peter seinem Freund Max, daß er von einer 10 Meter langen Leiter gefallen sei.
Max staunt: „Und du hast dich nicht verletzt?"
„Nein, ich stand erst auf der untersten Sprosse."

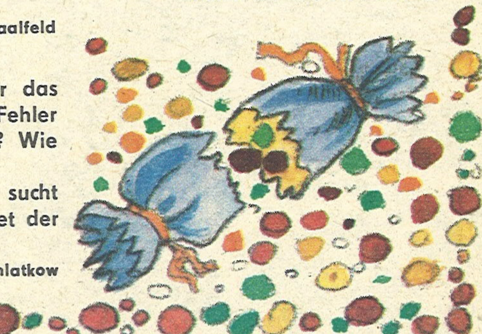
Katrin Dietzel, 6800 Saalfeld

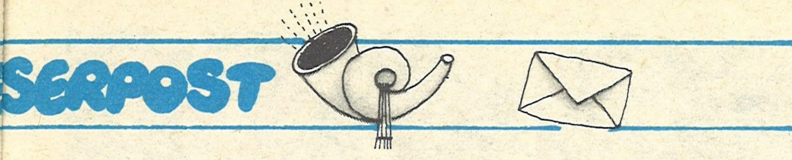
Fassungslos liest der Vater das Heft seines Sohnes: "Elf Fehler in einem einzigen Aufsatz? Wie ist das möglich?"
„Das liegt am Lehrer! Der sucht ja direkt danach!" antwortet der Sohn.

Jana Ueckermann, 2141 Schlatkow

Peter: „So ein Ärger! Die Knallbonbons, die ich mir zu Silvester gekauft hatte, funktionierten alle nicht!"
Heinz: „Das verstehe ich nicht. Ich hatte sie alle ausprobiert. Da gingen sie tadellos."

Katrin Göhlitz, 7034 Leipzig





Geschichtengesichter

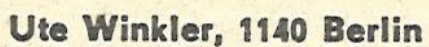
Wir möchten Euch heute einiges darüber berichten, wie wir Pioniere der Edwin-Hoernle-Oberschule Zschernitz dem Wegweiser „Auf dem Weg des Sozialismus" folgen, indem wir erkundeten, wo in unserer Umgebung ehemalige Teilnehmer von Pioniertreffen leben und was aus ihnen geworden ist.
An unserer Schule selbst gibt es viele Erinnerungen an das 3. Pioniertreffen 1958 in der Chemiearbeiterstadt Halle. Viele Schüler der damaligen 5. Klasse, die in Halle waren, sind heute Muttis und Vatis unserer Pioniere.
Nur zwei Pioniergruppen des Kreises Delitzsch durften 1958 als Teilnehmer zum Treffen nach Halle fahren – besser gesagt: laufen. Davon aber später. Die beiden Pioniergruppen kamen aus Zschernitz und Rackwitz. Die Genossin Kelle aus Zschernitz und die Lehrerin Reimann aus Rackwitz begleiteten die Pioniere nach Halle. Auch Bezirksleitungsmitglied der SED, Genossin Christa Mahnke, unterstützte schon damals die Jugendorganisation und betreute die Pioniergruppe aus unserem Ort.
Zuerst ging es in ein Vorbereitungslager nach Grünheide im Vogtland. Mit Begeisterung übte man ordentlich marschieren. Unsere Zschernitzer Pioniergruppe schrieb ein eigenes kleines Agitprop-Programm gegen die unnötige Stromverschwenderei und klagte dabei den Teufel „Wattfraß" an. Mit diesem Programm wurde damals die Arbeitsgemeinschaft „Laienspiel" ins Leben gerufen, die nun schon 24 Jahre besteht.
Von den ehemaligen Pionieren erfuhren wir, daß es ihnen großen Spaß gemacht hat, auf einer Sternwanderung in fünf Tagen von Leipzig nach Halle zu wandern. Mit Pionierwimpel und Touristenkarren wurde jeden Tag ein Stück zurückgelegt. Dieser Wimpel besitzt für uns heute besondere Bedeutung, denn die beste Pioniergruppe, die beim Fest des Liedes und Marsches gewinnt, erhält als Auszeichnung diesen Pionierwimpel. Ihr könnt euch vorstellen, wie gewetteifert wird.
Den Touristenkarren gibt es auch noch an unserer Schule. Viele Jahre hat er uns treu und zuverlässig beim Altstoffsammeln gute Dienste geleistet.
Das sind nur einige Beispiele von dem, was wir erforschten, aber diese zeigen, daß es sich lohnt, sich mit der Geschichte der Pionierorganisation zu beschäftigen.

Seid bereit!
Die Pioniere der Pionierfreundschaft „Edwin Hoernle"



Kurzschluß in der 7b

Als dann das Licht am Montag wieder flackerte, wunderte sich Frau Wegener ganz schön. Denn das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, daß immer bei ihr das Licht flackerte und sie fragte die 7b: „Wer weiß etwas darüber?" Da keiner etwas wußte, fragte sie in der Pause den Hausmeister. Doch er sagte, daß das Licht nicht von allein flackerte. Nun ließ Frau Wegener die Sache fallen, weil sie ja jetzt keinen Unterricht in der 7b mehr hat. Aber dann in den anderen Stunden war es dasselbe. Und es wurde den Mädchen zuviel. Da meldete sich Marion, und sie sagte: „Ich weiß, wer es war, der die Lampen immer aus den Fassungen hängt. Es war Stephan." Dann drehten sich alle um zu Stephan, denn er wurde ganz rot auf einmal.
Nach der Stunde traf sich der Gruppenrat zu einer Besprechung. Sie vereinbarten, daß sie mal mit Stephan sprechen wollten. Danach luden sie ihn ein. Stephan kam auch, und er gab zu, daß er es gewesen ist. Marion und Andrea fragten ihn, wieso er solchen Unsinn machte, und er sagte, daß er Frau Wegener nur ein wenig ägern wollte. Dann fragte der Gruppenrat, wie das weitergehen soll. Und sie forderten ihn auf, sich im Unterricht zu bessern und auch in der Disziplin. In den nächsten Tagen besserte er sich ein wenig, und nach und nach wurde es immer besser. Und jetzt ist er einer der besten Schüler in der 7b.


Ute Winkler, 1140 Berlin







MUCK

In Dresden ging Muck, wie jeder andere Junge seines Alters, zehn Jahre lang in die Schule. Auf dem Klavier versuchte er sich schon mit fünf Jahren. Während der Schulzeit spielte er in einer Amateurband. Die Gitarre, Orgel, die eigene Stimme kamen als Instrumente dazu.
Den Wunsch, Musiker zu werden fest im Herzen, erlernte Muck den Beruf eines Betonfacharbeiters, arbeitete anschließend in den verschiedensten Berufen, sogar im Saßnitzer Hafen konnte man ihn in einer Transportbrigade antreffen, aber – abends machte er Musik!
So wurde Hartmut Schulze-Gerlach, genannt Muck, Berufsmusiker. Alles, was er kann, hat er sich selbst beigebracht und erarbeitet.
In Dresden nannten ihn seine Eltern und Geschwister of „Muggel", was aus der sächsischen Mundart ins Hochdeutsche übersetzt soviel wie „Kleiner" heißt. Daraus wurde Muck und dabei blieb es bis heute. Nun ist Muck mit 1,67 Metern Größe überhaupt nicht zu übersehen und schon gar nicht zu überhören!
1973 schloß er sich dem Michaelis-Chor an, leitete später den Cantus-Chor und ist seit 1976 vorwiegend als erfolgreicher Sänger, Komponist und Arrangeur von Schlagern bekannt und beliebt.
Dabei befand er sich in „Gesellschaft" solch populärer Damen wie der „kleinen Linda", „Isabell", „Tina, die ihm verzieh", „Lucia" und auch „Bruder Tom" war dabei.
Wenn eines seiner letzten Lieder, gemeinsam gesungen mit Evelyn, „Stop, stop!" hieß, dann hat das aber überhaupt nichts mit Mucks Tempo (ohne Muck-Pantoffeln) zu tun. Mittlerweile hat Muck nämlich seine dritte Langspielplatte vorbereitet, die demnächst bei Amiga erscheinen wird.
Als Komponist und Arrangeur schreibt er Titel für Monika Hauff und Klaus-Dieter Henkler, Monika Herz und Andreas Holm.
Wenn Muck nicht gerade mit Musik beschäftigt ist (was selten vorkommt), dann macht er bestimmt seinen täglichen Waldlauf oder kocht Spaghetti. Die sollen ihm ausgezeichnet geraten! Und die mag Muck.
Nutzlos vertrödelte Zeit mag er dagegen nicht. Mittlerweile, scheint es, hat Muck die Schuhe gewechselt und ist in echte Muck-Pantoffeln umgestiegen. Sein Arbeitstempo, zahlreiche Rundfunk- und Fernsehproduktionen lassen dies vermuten.

Für alle Frösi-Leser die herzlichsten Grüße von Muck

Autogrammadresse: Muck 1055 Berlin Wörther Straße

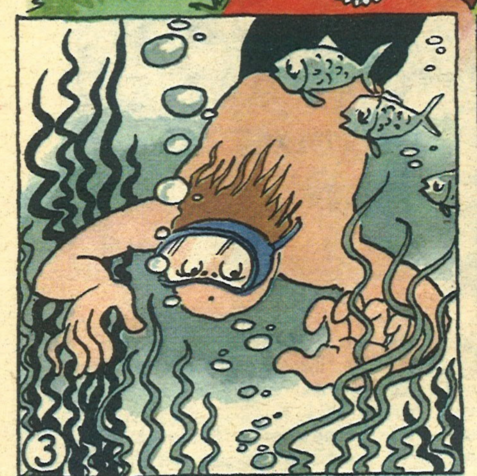
Text und Fotos: Klaus Trecke

EXPEDITIONS-ABENTEUER



In der Nähe des Zentralen Pionierlagers Brodowin finden Pioniere der Atze-Expedition „Auf den Spuren der sowjetischen Befreier" in einem alten Schützengraben eine „neue" Flaschenpost.

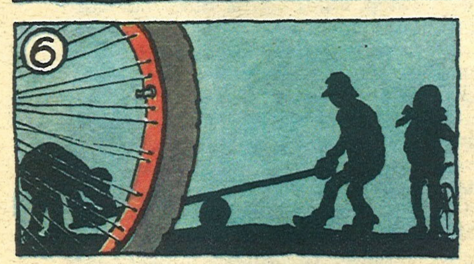
„Freunde! Wer kann gut tauchen?" fragt uns Inge, die Expeditionsleiterin. Ulli und Matthias machen sich im klaren, nur einen Meter tiefen Wasser des Sees auf die Suche.



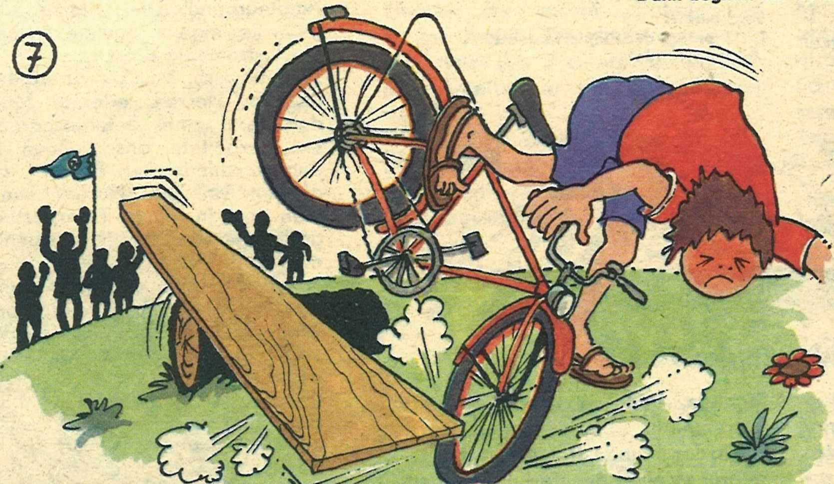
Die neue Flaschenpost gibt Anweisungen, wo ein „Schatz" zu suchen ist. Dabei erfahren wir, wieviel Schweiß es einem Soldaten kosten muß, sich schnell und tief einzugraben.



„Dieser ‚Schatz' soll eine kleine Anerkennung für eure Mitarbeit, für Mut und Ausdauer beim Erfüllen unseres Expeditionsauftrages ‚Auf den Spuren der Befreier' sein", lobt Inge. Dann beginnt ein fröhliches Schmausen.



Tags darauf luden wir unsere und sowjetische Pioniere des Lagers zum Geschicklichkeitsfahren ein.

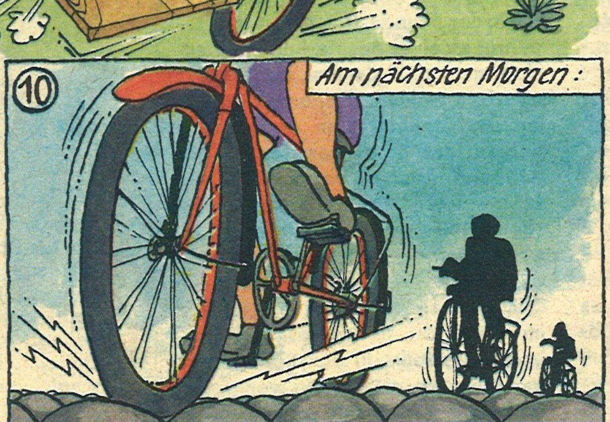




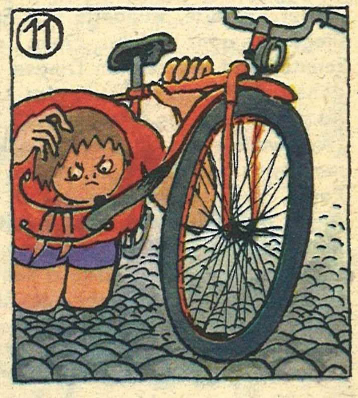
Genja stürzt. Sein zweiter Start bringt Bestzeit. „Der Siegerkranz gehört dir, Genja" sagt Astrid.



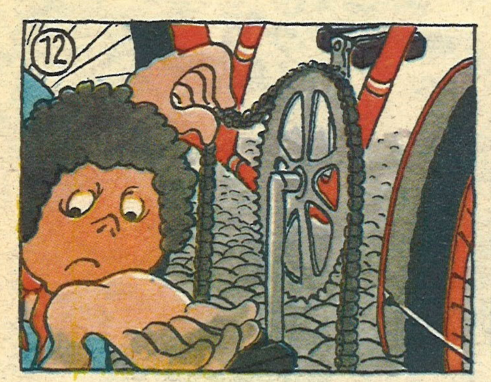
Am Lagerfeuer sitzen wir fast jeden Abend. Genja zeigt sich hier zur Freude Astrids als vielseitiger Sänger und Tänzer. Aber wir schmettern aus voller Kehle mit, wenn auch nicht so schön. Am anderen Tag wird es nach Oderberg ins Schiffsmuseum gehen. Noch ahnen wir nicht, daß der Weg dahin unsere ganze Kraft und Ausdauer kosten wird.



Text: Wolfgang Altenburger
Zeichnungen: Heinz-Helge Schulze



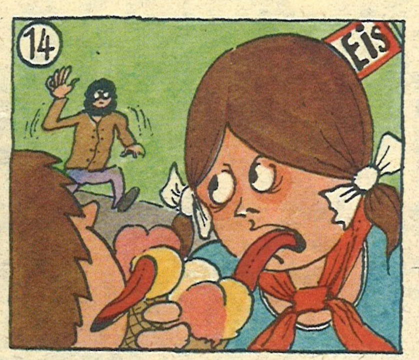
Auf dem Weg nach Oderberg: „Das ist ein Pflaster! Und dazu diese alten Mühlen und die Hitze!" Es ist nicht leicht, aber keiner gibt auf.



„Schon wieder Panne!" – „Macht nichts! Wir schaffen's schon!"



„Leider hat der Museumsdirektor Urlaub, Kinder! Ich darf euch die alten Akten nicht zeigen!"



„Essen wir ein Eis auf den Schreck!" Da kommt ein bärtiger Mann angerannt. Haben wir zuviel Lärm gemacht?



Es ist der Museumsdirektor. Der Pförtner hat ihm von unserem Expeditionsauftrag zur Geschichte der Oderschiffer erzählt.



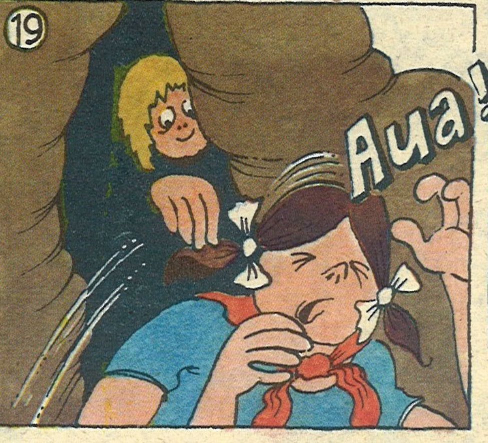
Er erzählt, warum die Spreeschiffe früher „Äppelkähne" und „Zille" genannt wurden. In den Akten, Briefen und Berichten lesen wir, wie schwer die Oderschiffer arbeiten mußten.

Von den Strapazen der Radfahrt erholen wir uns bei einer Nachtwanderung durchs Hochmoor. „Dort kommen sie! Wir wollen sie erschrecken!"





Morgens. „Achtung! Neben dem Knüppeldamm wachsen fleischfressende Pflanzen!" erklärt der Förster. Ulli zieht gleich seine Zehen vom Rand des Dammes zurück.



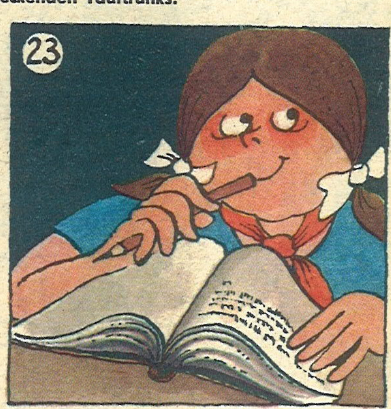
Auf einmal taucht Matthias plötzlich als Neptun auf. „Ergreift sie!" ruft er. Inge, unsere Leiterin, flieht wegen des übelschmeckenden Tauftrunks.



Zehn Minuten wird sie gejagt. Neptun gerät dabei ganz schön ins Schwitzen. „Wir haben sie! Ins Wasser mit ihr!" Inge beweist auch hier, daß sie kein Spielverderber ist.



Dabei tauft sie Neptun auf den Namen „Seelilie", das ist eine große Anerkennung, denn Kerstin z. B. erhält den treffenden Titel „Meckernde Seedreckschleuder". Ja, Neptun weiß schon, wer Lob und Tadel verdient!



Das alles steht in unserer Chronik und noch viel mehr. Es war schön, und jeder hat dazu beigetragen. Das war das Schönste. Ich kann allen nur empfehlen, auf Expedition zu gehen. Dort zeigt sich, wer ein ganzer Kerl ist.

(Muster)-Zimmer für zwei

Ihr sollt euch beim Betrachten des Bildes (Nr. 1 unten) nicht etwa vorstellen, daß wir auf einer Lampe sitzen und durch das Zimmer schaukeln können.

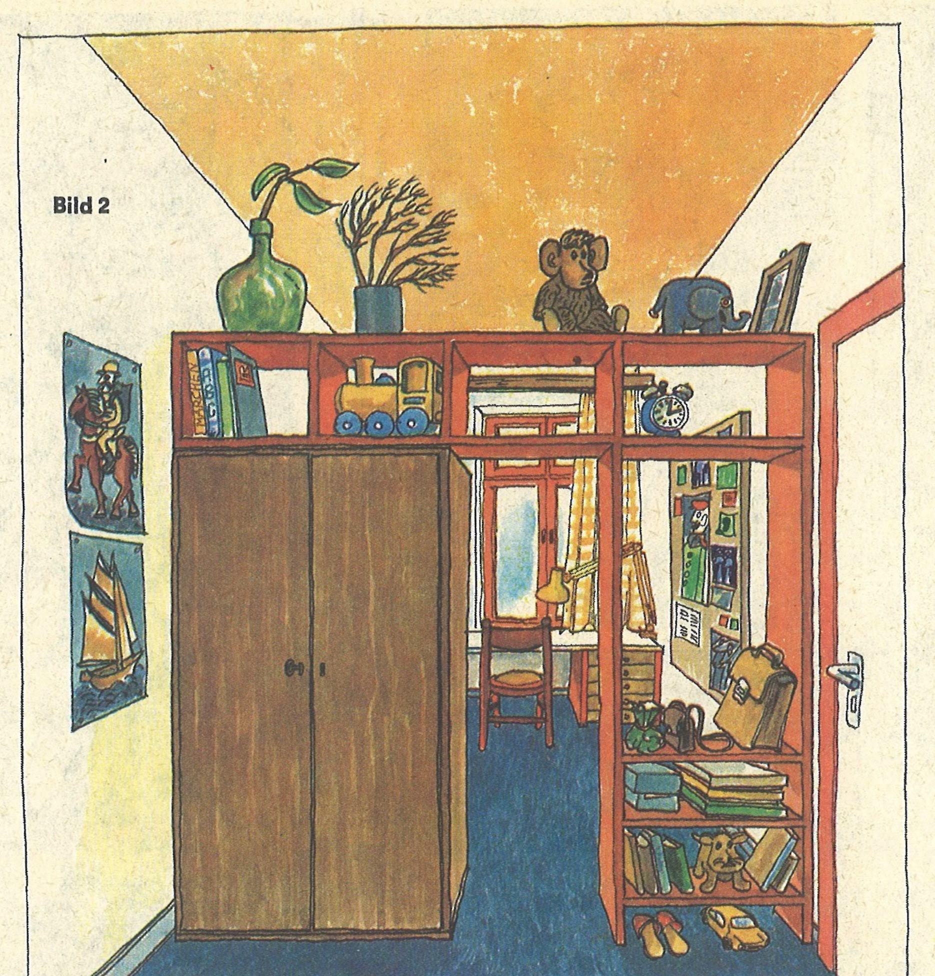
Mit dieser Draufsicht will euch unser Architekt Peter Schubring zeigen, wie ein Kinderzimmer praktisch eingerichtet sein kann. In diesem Zimmer wohnen zwei Geschwister. Für jeden ist ein gut beleuchteter Arbeitsplatz da, an dem Bücher, Hefte und alle übrigen Arbeitsmaterialien griffbereit zur Hand sind.

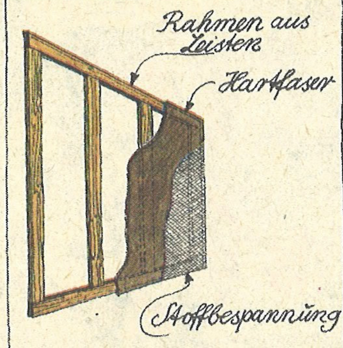
Bild 2: Das Zimmer wird durch den querstehenden Kleiderschrank und die Regale optisch geteilt. Im ersten, kleineren Teil des Raumes bieten ebenfalls Regale und ein Schrank Platz für alle Sachen, die in einem Kinderzimmer untergebracht werden müssen.

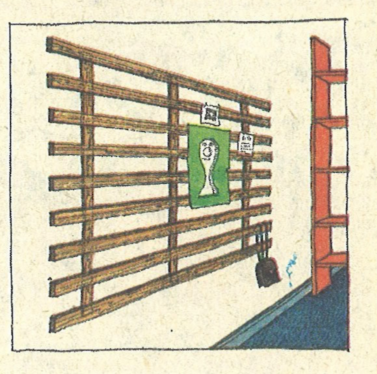
Der vordere Teil des Zimmers läßt genügend Raum zum Lernen, Spielen und Schlafen. Hier kann z. B. auch eine Eisenbahnplatte aufgestellt werden. Kommen Freunde zu Besuch, kann man hier gemütlich auf Kissen sitzen.

Unser „Frösi"-Zimmertip ist das große Bild an der Wand im vorderen Teil des Zimmers. Es ist eine Pinnwand (von: pinnen = befestigen). Sie hat den Vorteil, daß die Zimmerwand beim Anbringen von Postern, Ansichtskarten usw. nicht beschädigt wird. Auf dieser Pinnwand kann buchstäblich alles Platz finden: Fotos, Zeitungsausschnitte, Plakate, eigene Zeichnungen, unbeantwortete Briefe usw. Sie schafft beim Sammeln und Ausstellen ein wenig Ordnung und sieht aus wie ein großes Bild. Mit Stecknadeln können auf der mit Stoff bespannten Wand die „Ausstellungsstücke" häufig verändert werden.

Die Bilder 3 und 4 zeigen, wie eine Pinnwand gebaut werden kann. Gewiß könnt ihr eurem Vater dabei helfen. Eine leichtere Möglichkeit zum Anfertigen einer Pinnwand ist eine Schaumstoffplatte aus Polystyrol, die oft als Verpackungsmaterial für große Haushaltsgeräte verwendet wird.


Bild 2




Bilder 3 und 4

Text und Zeichnungen:
PETER SCHUBRING

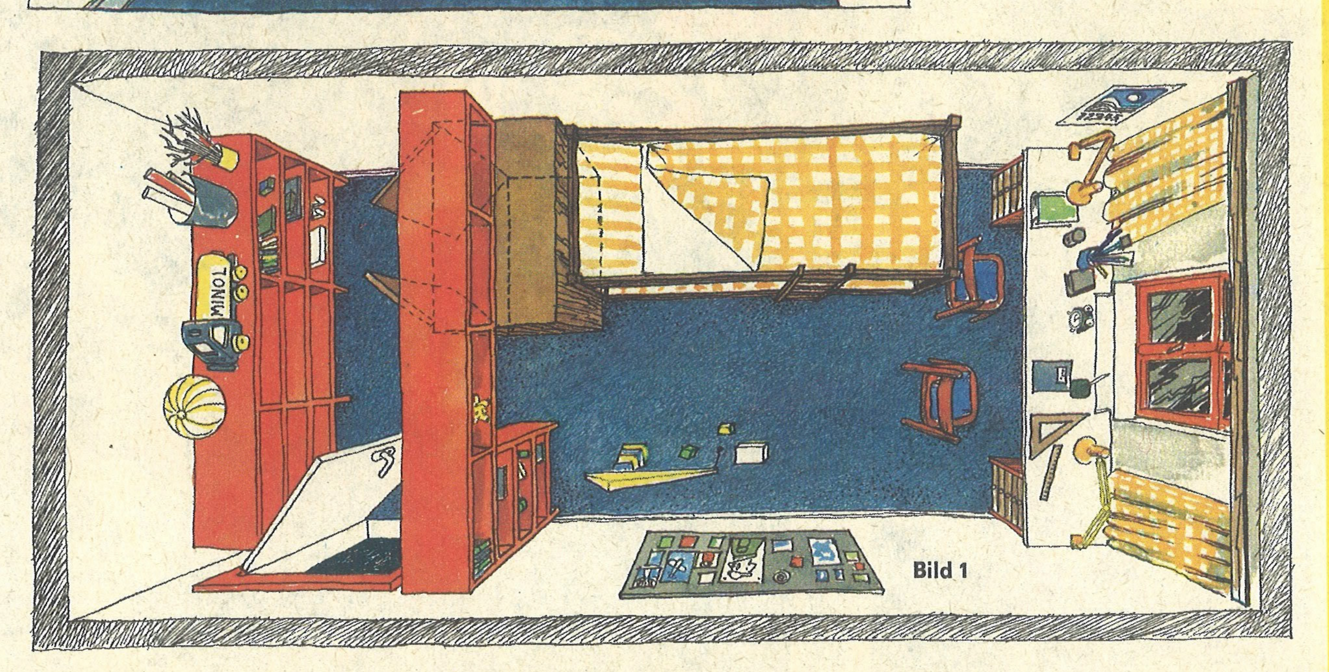


Bild 1

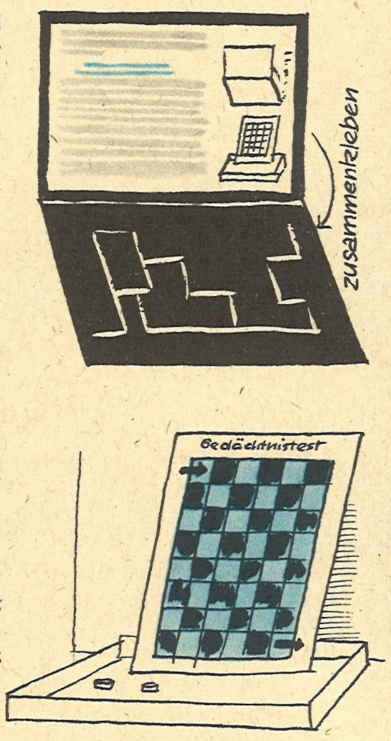
Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Gestalter: Vera Kruse, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Hesse, Ralf Kegel, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annett Schlegel. – Redaktionskollegium: Ingrid Ring, Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Rolf Tauche, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Dr. Margit Thom, Doris Weißpflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Dipl.-Päd. Klaus Rebelski, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr. – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, Ing. Gunter Giersch, Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.

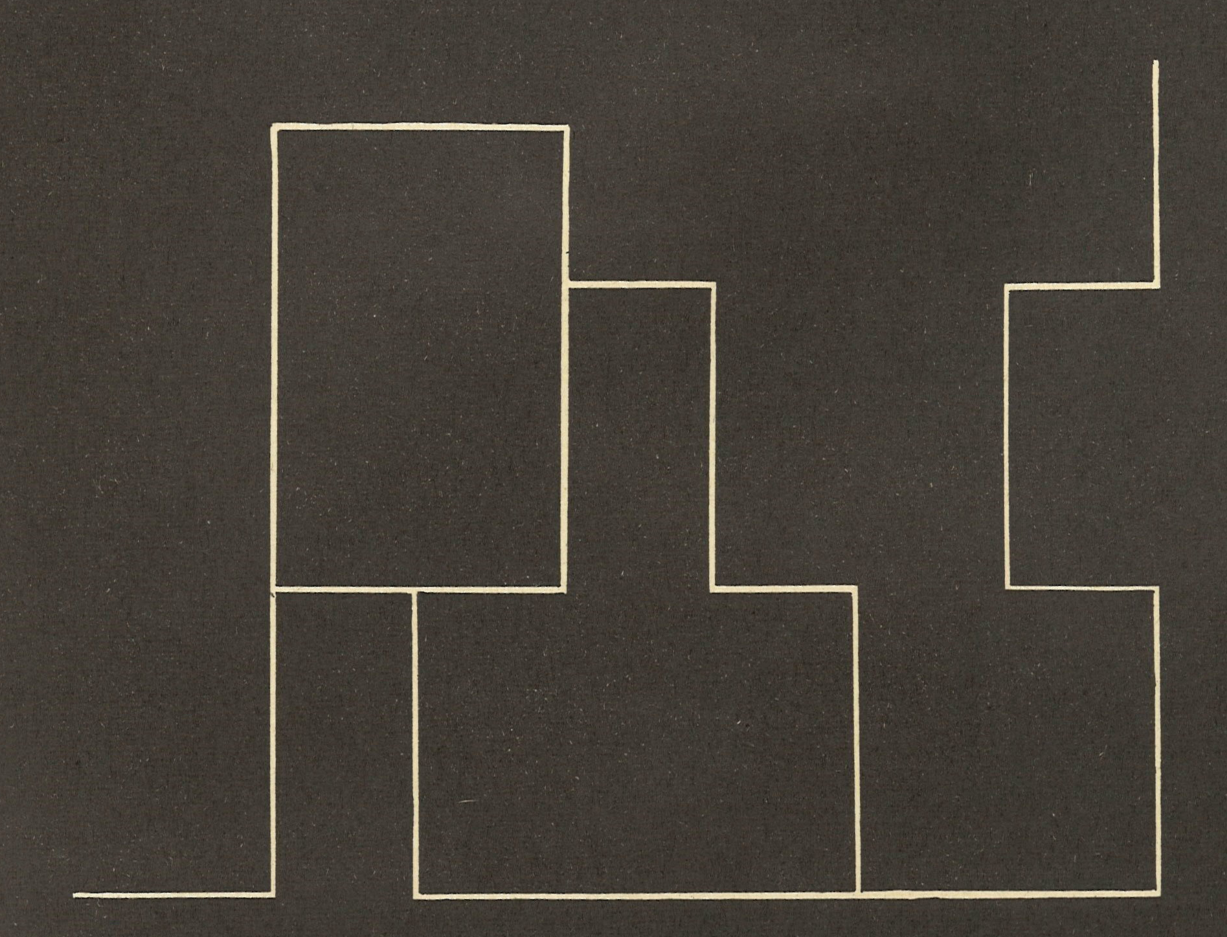
Auch auf der 3. und 4. Umschlagseite bringt euch „Frösi“ noch zwei Spiele für die beiliegenden kleinen Magnete, die euch sicher Freude bereiten:

GEDÄCHTNISTEST und SCHLAUBERGER VOR

Auch zu diesen Spielen muß ein wenig gebastelt werden. Aber die kleine Mühe lohnt sich. Kennzeichnet zunächst einen der beiden Magneten mit einem roten Punkt, damit er sich vom anderen unterscheidet. Schneidet dann die drei Teile der 4. Umschlagseite aus. Ihr erhaltet eine doppelseitige Spielfläche und zwei Karten mit den Spielerläuterungen. Dieser Text, den ihr jetzt lest, steht auf der Innenseite der Spielfläche. Damit aus dem Ganzen wieder ein Magnetspiel wird, müßt ihr auf die weißen Linien hier unten dünnen Eisendraht kleben. Schneidet die Drahtteile in Länge der einzelnen Linien zurecht, und klebt sie dann auf (Duosan). Falzt danach die gestrichelte Linie zwischen den beiden Spielflächen. Bestreicht die Rückseite, auf der dieser Text steht, mit Klebstoff, klebt beide Teile zusammen und beschwert sie mit einem Buch, bis sie getrocknet sind.

Die Fläche muß beim Spielen möglichst senkrecht stehen. Stellt einen Schuhkartondeckel o. ä. darunter, der herabfallende Magneten auffängt. Alles weitere entnehmt bitte den beiden Karten mit den Spielerläuterungen.





GEDÄCHTNISTEST! Spielerklärung: Es können beliebig viele Spieler teilnehmen. Die Spielfläche besteht aus Haftfeldern, die den Magneten halten, und aus Rutschfeldern, von denen der Magnet herunterfällt. Es gilt nun, mit möglichst wenigen Versuchen einen Weg zu finden, auf dem sich der Magnet vom Start zum Ziel schieben läßt, ohne dabei herunterzufallen. Geschoben wird immer zu seitlich angrenzenden Feldern, also nach oben, unten, links oder rechts, n i c h t diagonal. Das Ganze geschieht nach der Uhr. Auf ein Startzeichen beginnt der erste Spieler. Jedesmal, wenn er abrutscht, beginnt er wieder neu beim Startfeld. Man muß deshalb bereits erfolgreich zurückgelegte Haftwege gut im Gedächtnis behalten und Rutschwege nicht wiederholen. Die Zeit, die jeder Spieler benötigt, um schließlich ohne Abrutscher vom Start zum Ziel zu kommen, wird – in Sekunden – notiert. Sieger ist, wer das in kürzester Zeit bewältigt.

SCHLAUBERGER VOR! Spielerklärung: Zwei Spieler nehmen teil. Der erste erhält den schwarzen Magneten und den Text für die schwarze Wegstrecke, der zweite den rotmarkierten Magneten und die Karte für die rote Wegstrecke.

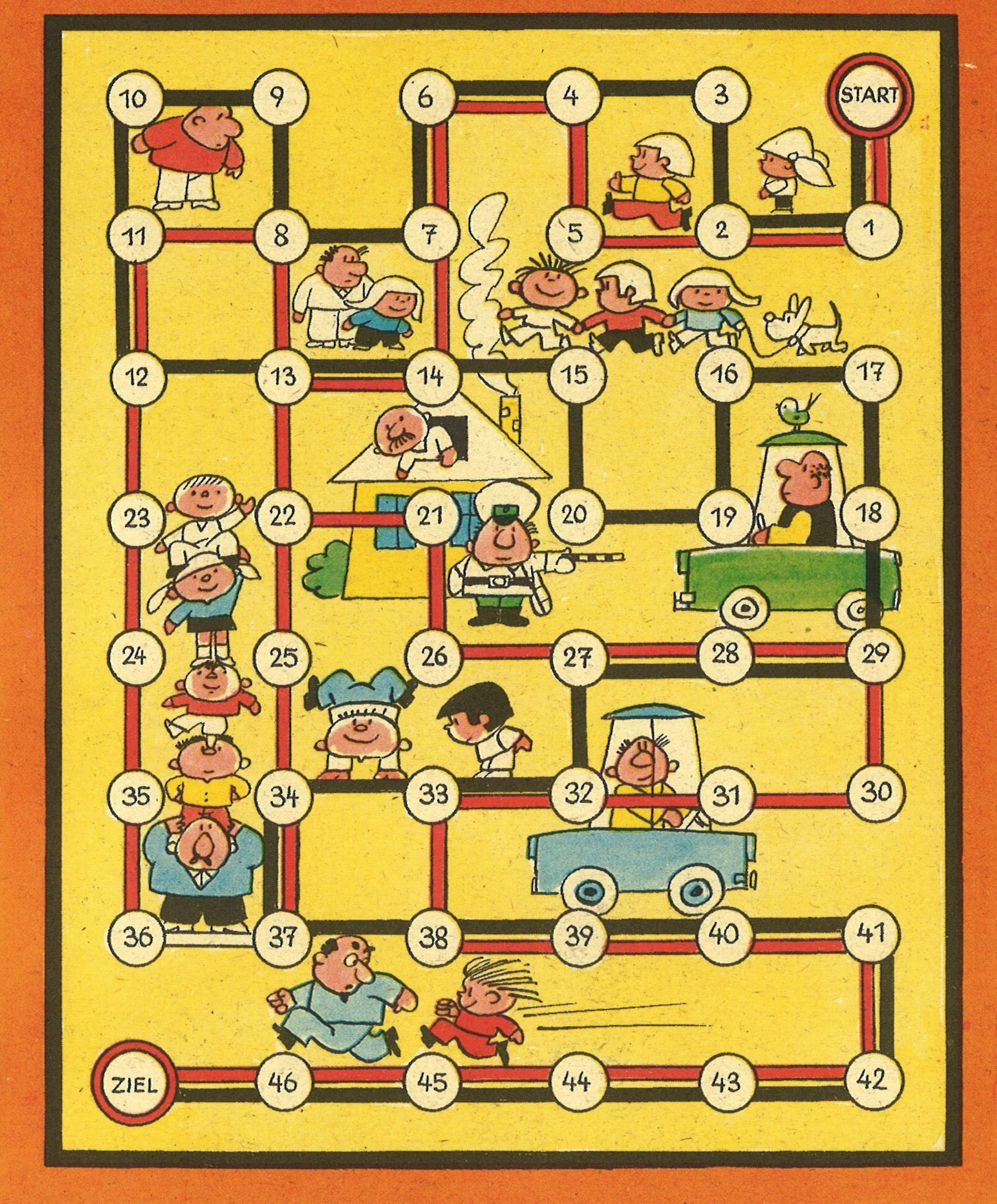
Schwarz beginnt, setzt bei „Start“ ein und liest seine Frage A vor. Zwei Antworten stehen jeweils zur Auswahl. Der Spieler entscheidet sich für die seiner Meinung nach richtige und zieht auf die dazugehörige Nummer vor. Bei richtiger Antwort haftet der Magnet, bei falscher fällt er herunter. So wird abwechselnd weitergezogen. Abgerutschte Magnete werden immer wieder dort eingesetzt, wo sie zuletzt Halt fanden, also anfangs bei „Start“, im Spielverlauf immer auf dem Feld der vorhergehenden richtigen Antwort. Deshalb sind die Felder numeriert. Die Nummern sind willkürlich gesetzt, sind also keine Streckeneinteilung.

Gewinner der ersten Runde ist, wer zuerst das Ziel erreicht. Zur zweiten Runde werden Magnete und Wegstrecken gewechselt. Endet die zweite Runde mit Gleichstand, entscheidet eine dritte Runde über den Sieg.

Gedächtnistest



Schlauberger vor



SCHLAUBERGER VOR! Roter Magnet – rote Wegstrecke

A Wer schrieb „Wie der Stahl gehärtet wurde"?
Ostrowski (vor auf 2), Gorki (vor auf 4)

B Was ist ein Gallenröhrling?
Menschliches Organteil (vor auf 6), Pilz (vor auf 7)

C Was ist der Pinguin?
Ein Fisch (vor auf 13), ein Vogel (vor auf 8)

D Wie heißt die Geburtsstadt von Wilhelm Pieck?
Guben (vor auf 12), Görlitz (vor auf 24)

E Wie alt wird die Pionierorganisation „Ernst Thälmann"?
34 Jahre (vor auf 23), 27 Jahre (vor auf 36)

F Wie heißt der höchste Berg der DDR?
Fichtelberg (vor auf 37), Brocken (vor auf 35)

G Wie heißt die Fluggesellschaft der DDR?
Aeroflot (vor auf 34), Interflug (vor auf 22)

H Wer schrieb „Die Söhne der großen Bärin"?
L. Welskopf (vor auf 27), J. Cooper (vor auf 28)

I Wie hieß das sowjetische Mondmobil?
Lunik (vor auf 28), Lunochod (vor auf 29)

J Welcher Fluß ist länger?
Die Wolga (vor auf 32), der Don (vor auf 33)

K Wer malte das „Schokoladenmädchen"?
J. E. Liotard (vor auf 41), Rembrandt (vor auf 40)

L Wieviel Beine hat ein Spinnentier?
6 Beine (vor auf 45), 8 Beine (vor auf 44)

M Wer fliegt schneller?
Die Schwalbe (Ziel), oder die Brieftaube (vor auf 45)

SCHLAUBERGER VOR! Schwarzer Magnet – schwarze Wegstrecke

A Wieviel Beine hat ein Tausendfüßler?
1 000 Beine (vorrücken auf Feld 3), etwa 350 Beine (vor auf Feld 1)

B Wer schrieb „Die seltsamen Abenteuer des Marco Polo"?
Willi Meinck (vor auf 2), Mark Twain (vor auf 4)

C Wer schuf das Karl-Marx-Denkmal in Karl-Marx-Stadt?
L. J. Kerbel (vor auf 7), N. W. Tomski (vor auf 6)

D Wie nennt man das einhöckrige Kamel?
Trampeltier (vor auf 10), Dromedar (vor auf 8)

E In welchem DDR-Bezirk liegt Quedlinburg?
Magdeburg (vor auf 13), Halle (vor auf 12)

F In welchen Fluß mündet die Spree?
Havel (vor auf 15), Elbe (vor auf 14)

G Was für ein Tier ist die Grasmücke?
Insekt (vor auf 19), Vogel (vor auf 16)

H Wer schrieb das Märchen „Hänsel und Gretel"?
Die Brüder Grimm (vor auf 29), Andersen (vor auf 28)

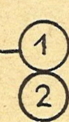
I Was für eine Tierart ist der Seelöwe?
Raubtier (vor auf 33), Robbe (vor auf 32)

J Wann wurde die DDR gegründet?
1949 (vor auf 37), 1952 (vor auf 34)

K Was für ein Tier ist der Holzwurm?
Wurm (vor auf 40), Käfer (vor auf 41)

L Wo findet das VII. Pioniertreffen statt?
Schwerin (vor auf 45), Dresden (vor auf 44)

M Wie heißt der Erfinder des Buchdrucks?
Gutenberg (vor zum Ziel), J. F. Böttger (vor auf 45)

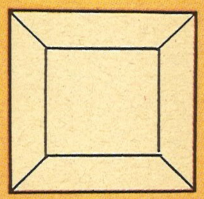


ENTDECKUNGEN IM BEZIRK DRESDEN



Bastelanleitung umseitig





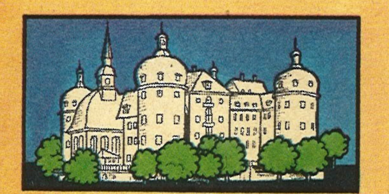
„Pionierexpedition – Immer bereit!"

Historische Bauten im Bezirk Dresden

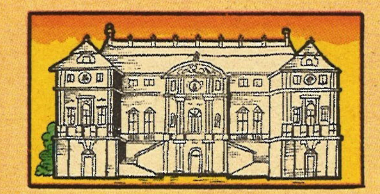
„Pionierexpedition – Immer bereit!"

Historische Bauten im Bezirk Dresden

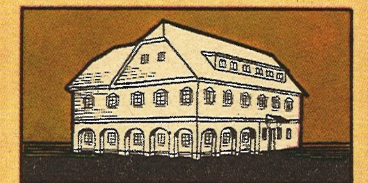




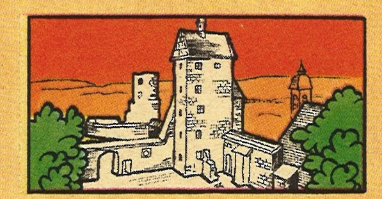
Schloß Moritzburg



Dresden, Palais im Großen Garten



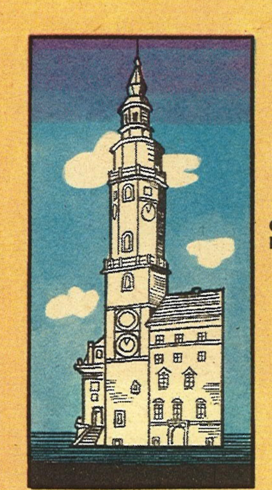
Eibau, Umgebindehaus



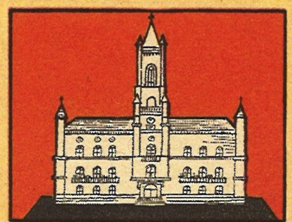
Burg Stolpen



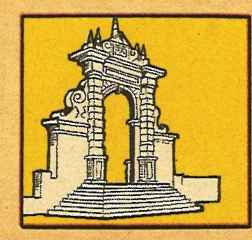
Bautzen, Reichenturm



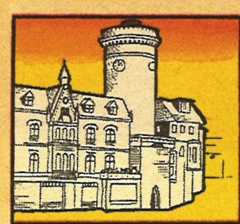
Görlitz, Rathaus



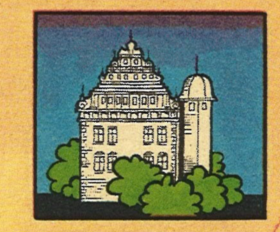
Kamenz, Rathaus



Meißen, Tuchmachertor



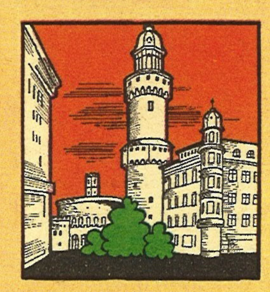
Kloster St. Marienstern ↑



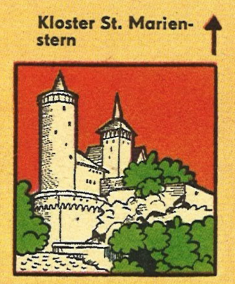
Zittau, Heffterbau



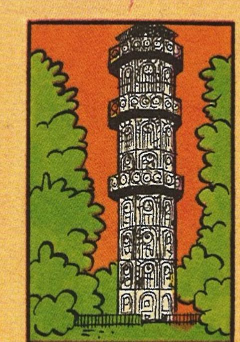
Bautzen, Rathaus



Görlitz, Reichenbacher Torturm



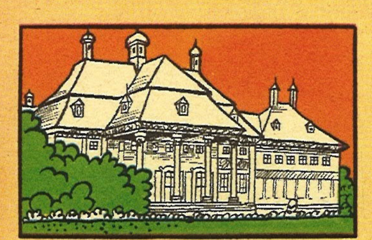
Bautzen, Alte Wasserkunst



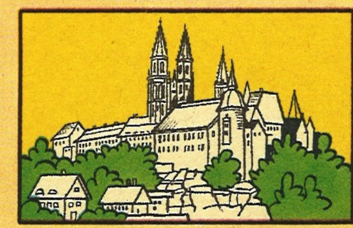
Löbau, Aussichtsturm



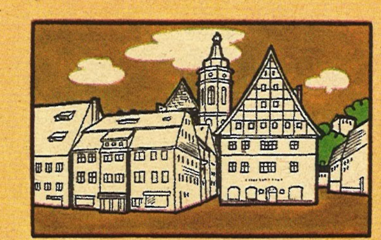
Hohnstein, Burg



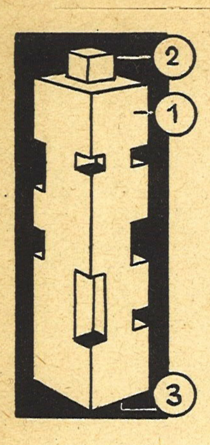
Pillnitz, Bergpalais



Meißen, Albrechtsburg, Dom



Pirna, Am Markt



Bastelanleitung

Unsere Bildsäule kann als schmückender Tischaufsteller, als Dresdensouvenir oder auch als Geschenk für die Gastgeber des VII. Pioniertreffens verwendet werden. Es stellt dir einige interessante historische Bauten des Bezirkes Dresden vor. Stätten zum Kennenlernen, Besuchen, Erforschen, Einprägen. Kleine Bilder großer Bauten.

Die Bastelei ist nicht schwer.

1. Teil 1 entlang der blauen Umrißlinie ausschneiden. Es ist bereits gestanzt und gefalzt. Daraus soll die Grundform entstehen: ein rechteckiges (gerades) Prisma, bei dem ein Teil der senkrechten Kanten (die rückseitig gelben) nach innen gefaltet wird. Siehe Zeichnung links und Foto im Heft.
2. Zunächst sämtliche senkrechten Kanten nach außen falten. Die gelben Flächen dann Kante für Kante sorgfältig nach innen drükken. Danach zuerst die Außenkanten, dann die Innenkanten zusammenkleben.
3. Zum Schluß Teil 2 (Dachwürfel) und Teil 3 (Bodenplatte) ausbrechen, glattschneiden und montieren. Auf deren Rückseite steht dieser Text.

Viel Erfolg und – bleibe weiterhin neugierig zur Erfüllung des Pionierauftrages!



Henri Matisse,
(1869–1954)
Frankreich
„Harmonie in Rot"
(Der Serviertisch)
1908, Öl auf Leinwand,
Leningrad, Ermitage

(Nach einer Vorlage des VEB Verlag der Kunst Dresden)

Bild des Monats
„Frösi" 5/82